Sezession



Ellen Kositza
Die Ostfrau

Thorsten Hinz
Der Hungerpastor

Martin Lichtmesz
Identitär

Stefan Scheil
Kreuzzug und Dschihad

Andreas Vonderach
Erbgut Intelligenz

51

Dezember 2012
10 EURO
ISSN 1611–5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (verantwortlich), Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann.

10. Jahrgang, Heft 51,
Dezember 2012

Sezession erscheint im Februar, April, Juni, August, Oktober und Dezember. Der Preis für das Einzelheft beträgt 10 € zzgl. Versandkosten. Wer *Sezession* für mehr als lesenswert hält, kann ein Förderabonnement (75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das normale Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge Leser in Ausbildung), jeweils inkl. Versand. Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr. Wird das Abonnement nicht bis zum 30. November gekündigt, verlängert es sich um ein weiteres Jahr.

Manuskripte sind stets willkommen und sollten als Kurzbeitrag 9 000 und als Grundlagenbeitrag 15 000 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 42

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Zwei oder drei Glas Bier

von Götz Kubitschek

Der Prozeß setzt stets im Oktober ein: Für die sechs Hefte des nächsten *Sezession*-Jahrgangs sind Themen, Autoren und Titelbilder zu finden. Es gehört zur Arbeitsweise und zum Anspruch unserer Zeitschrift, das kommende Jahr zu überblicken und den Lesern eine ebenso grundsätzlich vorhersehbare wie im einzelnen überraschende publizistische Begleitung in Aussicht zu stellen. Welche Schwerpunkte sind zu setzen? Gibt es dafür Kriterien jenseits eines herausragenden Jubiläums, wie es etwa Richard Wagners 200. Geburtstag ist (April-Heft)? Oder ist es nicht viel eher so, daß wir zwar auf etwas reagieren, das in der Luft zu liegen scheint, es aber durch unsere Wahl und Setzung eigentlich erst zu einem Thema für unsere Leser machen?

Nahe liegt derzeit die Beschäftigung mit dem, was als »Identitäre Bewegung« zu einer patriotisch-gutgelaunten Frischzellenkur für uns alle werden könnte. Aber ein Heft nur darüber: das wäre zu wenig, zu sehr Magazin-Journalismus, zu weit weg von der in der *Sezession*-Autorenschaft versammelten Lebens- und Politikerfahrung. »Identitär«: Wer außer uns könnte diesen Internet-Taumel der Begeisterung über ein neues Wort und einen unbelasteten Patriotismus in die Reihe der vielen Aufbrüche, Manifest-Vorstöße und idealistischen Anfänge seit der Wende einordnen? Wer, wenn nicht wir, weiß, daß die Hürde auch für diesen neuen Ansatz dort aufgestellt ist, wo der Sprung ins »Wir selbst« geleistet werden muß?

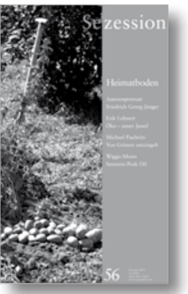
Zwischendurch, nach dem Wagner-Schwerpunkt im offenen April-Heft, machen wir zwei weitere Sammel-Ausgaben (August und Dezember). Hier kann sich noch manches verschieben, das wissen wir, das ist immer so. Die Planung steht und ist unsere Richtschnur: Enttäuscht war bisher kein Leser, wenn er ein Autorenportrait oder einen Essay vermissen mußte, den er angekündigt sah – der Ersatz, den wir anbieten, entschädigt stets, und es sind immer gute Gründe, die uns zu einer Änderung veranlassen. Schließlich ringen drei Dutzend Stammautoren um rare sechs mal sechzig Seiten im Jahr.

Insgesamt sind Planung, Texte, Satz, Papier und Druck über die Jahre nicht billiger geworden, und wir haben uns deshalb nach zehn Jahrgängen entschlossen, den Abonnentenpreis um fünf Euro zu erhöhen. Das sind für jeden Leser umgerechnet zwei oder drei Glas Bier im Gasthof (je nach Lage in der Münchner Innenstadt oder im Zentrum Schnellrodas). Für uns bedeutet es in der Summe, daß wir unsere Autoren für ihre Schreibstunden besser bezahlen können, vielleicht in etwa so gut wie einen Klempner, der eine Heizung repariert.

Bleiben Sie uns gewogen! Der Jahrgang 2013 wird gut, wird wieder wechselvoll in der uns eigenen Zusammenstellung aus aktueller Analyse und vollkommener Unbeirrbarkeit in der Beschäftigung mit abseitigen, abgelegenen, zeitlosen, immergültigen, unangreifbaren Positionen und Themen, Köpfen und Begriffen. Und









»Wir selbst« – das erste Themenheft des nächsten Jahrgangs. Die beiden anderen sind – wie stets – die publizistische Essenz der beiden großen Akademien des *Instituts für Staatspolitik:* »Reaktion« im Juni, »Heimatboden« im Oktober, also Gegen-Aufklärung und Widerstand auf der einen, Ökologie als konservatives Kronjuwel und Heimatschutzauftrag auf der anderen Seite. Das werden gute Hefte, das sind Themen, in denen wir zu Hause sind!

vielleicht wird es für uns alle ein entscheidendes Jahr: 1813 sprach der preußische König »An mein Volk«, und das Volk rang bei Leipzig Napoleons Truppen nieder; 1913 versammelte sich die Blüte der Jugend auf dem Hohen Meißner, ahnend, daß die Jubelfeiern zum 100. Jahrestag der Völkerschlacht ein Waffengeklirr seien, das einen neuen Gang einläuten könnte. Wo versammelt sich 2013 wer, um wen wohin zu fegen? Wir werden nicht versäumen, es Ihnen mitzuteilen.

Auf der Kulturschwelle

von Ellen Kositza

Eine Sache für gut und richtig erachten, aber sich konträr zur Erkenntnis verhalten: Der Soziologe Ulrich Beck hatte diese Divergenz vor Jahrzehnten auf eine griffige Formel gebracht. Die Rede ist von der »verbalen Aufgeschlossenheit bei weitgehender Verhaltensstarre«. Beck hatte das Diktum gemünzt auf jene schizophren »blockierten Mittelschichtsmänner«, die zwar Frauenemanzipation und die egalitäre Teilhabe des Mannes an Kindererziehung und Haushalt auf ihre Fahnen schrieben, aber es selbst nicht schafften oder reell nicht wollten, eine 50:50-Aufteilung nur annähernd zu bewerkstelligen. In Bayern und Sachsen, Bundesländern also, deren Einwohner im Ruch konservativer Einstellungen stehen, nehmen eklatant mehr Väter Elternzeit als anderswo, jeder dritte nämlich, während es in tendenziell »linken« Ländern wie Bremen und NRW nicht mal jeder fünfte tut.



Einerlei, ob man ausgerechnet dies wollen muß: Eher linksstehende Menschen neigen definitiv stärker zu Maulheldentum als Leute mit konservativem Hintergrund. Es wäre gewagt, zu behaupten, die Tendenz zum linken Großsprech und zur Verbrämung einerseits und zu rechtem Klartext andererseits habe sich schon in der Authentizitätsskala der Diktaturen des vergangenen Jahrhunderts abgezeichnet.

Meine umfängliche, mittlerweile über Jahrzehnte geführte Privatstatistik zu Abweichungsvorfällen zwischen den Rubriken Sagen/Meinen/Argumentativ Vertreten und Handeln/Wahrmachen bekräftigt den Verdacht, daß der blockierte Mittelschichtsmensch ein progressives Gewächs ist, vulgo: ein Linker. Massentierhaltung ablehnen, aber den Kühlschrank voll Aldi-Hackfleisch; Klimawandel stoppen wollen, aber per Billigflieger Fernbeziehungen aufrechterhalten; Mädchen in Afghanistan per Fernpatenschaft »adoptieren«, aber zwei ungeborene Leichen im Keller: *that's left*. Fröhlich sein, Gutes tun und die Spatzen pfeifen lassen, ergo »verbale Verschlossenheit bei weitgehender Mobilisationsbereitschaft«: *that's right*. Gut so, denn: »Blas dich nicht auf: sonst bringet dich/zum Platzen schon ein kleiner Stich.« (Nietzsche)

In der Provinz

von Heino Bosselmann

Martin Heidegger verfügte im Heimatlichen wie im Weltumspannenden über einen konkreten Ort seiner Identität. Es war *Der Feldweg* in der Umgebung seines Heimatstädtchens Meßkirch, der ihm sogar seine Philosophie zentrierte. Diesem Stück Landschaft gilt eine so winzige wie gehaltvolle Schrift, seine kleinste – ein dünnes Heft von nur sieben Seiten.

Der schlichte Feldweg, gebettet in vorindustrielle Landschaft, wird im Abseits zu Ort und Weg einer *unio mystica:* Die Natur spricht noch, wenn ein unentfremdetes Gemüt sie zu hören versteht. Von hier aus geht die Reise ins Innere und findet das Wesen. Was allegorisch anmutet, ist von Heidegger als Seinstatsache gemeint. Der Mensch geht nicht fehl, solange er sich dem Einfachen, dem Eigentlichen nicht verschließt, aber er »versucht vergeblich, durch sein Planen den Erdball in eine Ordnung zu bringen, wenn er nicht dem Zuspruch des Feldweges eingeordnet ist.«



Man mag es allzu provinziell, allzu antiquiert, allzu deutsch finden, »daß wachsen heißt: der Weite des Himmels sich öffnen und zugleich in das Dunkel der Erde wurzeln.«

Modern verordnet ist die gefeierte Überkomplexität des Globalisierten, in Netzwerken Gleichgeschalteten, also die große »Integration« Europas und der Welt, der, meinen die Propagandisten, eine dazu passende große Verständigung zu danken ist, die nebenher eine Gerechtigkeit besorgt, von der Immanuel Kant in seiner Schrift *Zum ewigen Frieden* träumte. – Man messe dies an den politischen Tatsachen.

Meine Heimat ist die Prignitz: spröde Landschaft, spröde Menschen, nichts Liebliches, keinerlei »Events«. Fahre ich hin, ziehe ich mir die Sportschuhe an, laufe die alten Kindheitswege entlang, um sie wieder mal zu erleben, und bin – bei mir. Ich denke an meine Eltern, ehemalige Landarbeiterkinder, die Lehrer naturwissenschaftlicher Fächer wurden, an meine backsteinerne Schule, der ich meine Sprache und so die Grundlage meines Denkens und Fühlens verdanke. – Ja, das ist Provinz, aber Ort meines Herkommens und Da-seins. Erst darin bin ich Europäer und – ein geringes Maß Welt.

Autoren dieses Heftes

Thorsten Hinz, 1962, studierte Germanistik in Leipzig, freier Autor in Berlin, 2004 Gerhard-Löwenthal-Preis.
Der Weizsäcker-Komplex. Eine politische Archäologie, Berlin 2012
Literatur aus der Schuldkolonie, Schnellroda 2010

Benedikt Kaiser, 1988, studiert Germanistik und Politologie und arbeitet derzeit über die Geschichte der Zeitschrift *Criticón*.
Eurofaschismus und bürgerliche Dekadenz. Europakonzeption und Gesellschaftskritik bei Pierre Drieu la Rochelle, Kiel 2011

Ellen Kositza, 1973, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie, freie Publizistin. 2008 Gerhard-Löwenthal-Preis.
Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie. Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).
Deutsche Opfer, fremde Täter. Ausländergewalt in Deutschland – Hintergrund, Chronik, Prognose, gemeinsam mit Michael Paulwitz, Schnellroda 2011

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie, Geschäftsführer des *Instituts für Staatspolitik (IfS).*
Vordenker, Band 3 des *Staatspolitischen Handbuchs,* hrsg. gemeinsam mit Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2012

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.
Die Verteidigung des Eigenen. Fünf Traktate, Schnellroda 2011

Dr. Wiggo Mann, 1972, studierte Politik und Soziologie in Rostock und Heidelberg, derzeit Habilitation über die Dekadenz im 20. Jahrhundert.

Felix Menzel, 1985, studiert Medien- und Kommunikationswissenschaft, Politik und BWL in Halle/Saale. Verantwortlicher Redakteur von www.blauenarzisse.de.
Medienrituale und politische Ikonen, Schnellroda 2009

Dr. Michael Rieger, 1972, studierte Germanistik, Geschichte und Politikwissenschaft, promovierter Literaturwissenschaftler, seit 2008 Lehrbeauftragter an der Universität Hamburg, freier Publizist.
»Man reist ja nicht, um anzukommen …« – Schriftsteller auf Reisen von Goethe bis Chatwin, Darmstadt 2011

Dr. Stefan Scheil, 1963, Studium der Geschichte und Philosophie, promoviert als Historiker.
Transatlantische Wechselwirkungen. Der Elitenwechsel in Deutschland nach 1945, Berlin 2012
Präventivkrieg Barbarossa. Fragen, Fakten, Antworten, Schnellroda 2011

Andreas Vonderach, Jahrgang 1964, studierte Geschichte, Anthropologie, Geographie sowie Politikwissenschaft.
Sozialbiologie. Geschichte und Ergebnisse, Berlin 2012

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, studierte Geschichte und Evangelische Theologie und ist promoviert als Historiker.
Armin Mohler. Eine politische Biographie, Schnellroda 2011

Benjamin Jahn Zschocke, 1986, lebt und arbeitet als freischaffender Künstler in Chemnitz, Berlin und Buenos Aires. www. benjaminjahnzschocke.de

zwischentag-Szene

von Wiggo Mann

Das Foto ist irgendwann am Nachmittag des 6. Oktobers 2012 in Berlin gemacht worden, und zwar in der Emserstraße, anläßlich des »zwischentags«, dieser »1. Freien Messe Berlin«, wie Kubitschek und Menzel das nannten. Ich bin auch darauf zu sehen, im Hintergrund (mich erkennt, wer mich kennt!), und das ist mir ganz lieb so: Der Vordergrund und die erste Geige sind nicht mein Fall. Um aber jedem Mißverständnis vorzubeugen: Auf dem »zwischentag« war ich ganz und gar zu Hause, das waren »meine Leute«, das war meine Welt, war meine Szene. Ich traf sozusagen personifiziert an, was mich sonst nur in Form von Bücherschränken und Abonnements umgibt.

Unten in der Kantine des »zwischentags« kam ich über einem Kaffee mit einem anderen Besucher ins Gespräch. Ich gab meiner Zufriedenheit Ausdruck und meinte, daß es längst an der Zeit gewesen sei, diese Art Szene-Messe ins Leben zu rufen. Seltsamerweise störte sich der junge Mann an dem Wort »Szene«: Er wolle keiner solchen angehören, sehe sie auch nicht, wenn er durch die Ausstellungsräume gehe, und finde sowieso die ganz zwanglose Atmosphäre und die völlige Abwesenheit von Durchhalteparolen, Mobilisierungsaufrufen oder Bunkermentalitäten genau richtig. Er lese viel, halte Abonnements der *Jungen Freiheit* und der *Sezession*, habe aber nicht vor, sich von einer wie auch immer gearteten »Szene« vereinnahmen, beeinflussen oder in die Pflicht nehmen zu lassen.

Ich habe diesen Drang, ganz individuell zu bleiben, nicht kommentiert, aber auf dem Heimweg in den Ruhrpott darüber nachgedacht. Ich kann es verstehen, daß man sich nicht in etwas hineinziehen lassen möchte, das einen verpflichten oder zu einem Bekenntnis drängen könnte. Aber das verlangt die Szene auch gar nicht (wenn man absieht von einem Abonnement, einem doch erkennbar »szenig« aufgestockten Buchbestand und der ein oder anderen Fahrt zu einem Szenetag, wie der »zwischentag« einer war). Ich sprach gerade nicht von einer Partei, einem Bund, einem Kreis, einer Gesinnungsgemeinschaft, auch nicht von einem Verein oder einem Aktionsbündnis; ich sprach von einer Szene, genauer: von der »neurechten« Szene, und gebe zu, daß ich manchmal auch von einem »neurechten Milieu« spreche, wenn ich mich verorte. Aber ein Milieu ist das nicht, was sich am 6. Oktober in Berlin traf. Ein Milieu (linkes Unwort meiner Studienzeit!) ist etwas viel Umfassenderes als eine Szene. Wer sich auch nur ein bißchen mit den SINUS-Milieus (es gibt deren zehn) beschäftigt hat, weiß um die umfassend verhaltensbestimmende Zählebigkeit von Lebenspositionen, in die man hineingeboren wird, sich hineinmanövrieren oder hineinarbeiten kann. Für 2012 sind nach SINUS ausgewiesen: das konservativ-etablierte Milieu, das liberal-intellektuelle, das adaptiv-pragmatische, das sozialökologische und das traditionelle. Es gibt das Milieu der Performer, ein prekäres und ein hedonistisches, es gibt die Bürgerliche Mitte und – das ist 2010 hinzugekommen – das sogenannte expeditive Milieu. Wer wissen will, was sich hinter diesen Großgruppen verbirgt, muß nachlesen, Wikipedia reicht für diesen Zweck aus. Arbei-



terklasse, Mittelschicht und Oberschicht sind jedenfalls längst für zu grob befunden und abgeräumt worden.

Die SINUS-Milieus sind natürlich auch zu grob – ich finde mich darin nicht wieder, und da sie vor allem für die Zielgruppen-Analyse der Werbewirtschaft eingesetzt werden, weiß man am Ende nicht, wieviel Beschreibung und wieviel Milieuschöpfung darinsteckt. Dennoch, bei aller Skepsis: Wenn man sich vergegenwärtigt, wie sehr sich der einzelne – ob es ihm paßt oder nicht – ziemlich genau gemäß den Zuschreibungen des passenden Milieus verhält (ohne daß er sich dessen bewußt wäre), wird deutlich: Ein »neurechtes Milieu« gibt es nicht, denn keiner (die paar ersten Geigen vielleicht ausgenommen) lebt, denkt, urteilt und handelt innerhalb einer wahrnehmbaren Großgruppe neurechten Zuschnitts, in die man hineingeboren oder hineingeraten ist und innerhalb derer man sein Leben verbringen könnte. Dieser Schuh ist definitiv zu groß.

Der Begriff »Szene« aber paßt: Das ist ein Lebenssegment, eine Art regelmäßiger Gang, zu dem man gerne aufbricht, für den man sich Zeit nimmt und den man über andere, mögliche Freizeitbeschäftigungen und Leidenschaften stellt. Das kann sehr weit gehen im Einzelfall – es soll Leute geben, die ihre Urlaubsplanung nach der Sommerpause ihres Vereins richten, weil sie als Teil der Fan-Szene kein Spiel verpassen wollen. Es gibt die Szene der Biker: Südstaatenfahne, Kolonnefahren, herumschrauben und Bier trinken; es gibt die Szene der Philatelisten (Pinzette, Briefmarke, *Michel*-Katalog) und die der Hasenzüchter; es gibt viel mehr Leute, die sich Videofilme mit Fahrtaufnahmen alter Lokomotiven und Traktoren kaufen, als solche, die ein *Sezession*-Abonnement zeichnen – manche fahren Hunderte Kilometer, um zu sehen, wie so ein Traktor schaupflügt. Und wenn früher das Milieu der Kohlekumpel eines war, in dem die Zucht von Brieftauben dazugehörte (ich las darüber vor Monaten einen faszinierenden Artikel in der *FAZ*), so sind die Brieftaubenzüchter heute bloß noch eine Szene, deren Angehörige sich in vielleicht drei der SINUS-Milieus bewegen.

Die Szene, die den »zwischentag« bildete und ermöglichte, schöpft aus allen Milieus, abgesehen wohl von den Hedonisten und den Performern. Natürlich mögen mehr Konservativ-Etablierte dabeisein als Sozialökologische. Aber das ändert nichts daran, daß die Selbstdenker, Waldgänger und Widerständler quer durchs Volk zu finden sind. Den Mainstream durchschauen – das ist wohl die Grundtugend unserer Szene. Und so stand ich nach Hunderten Kilometern Anfahrt am »zwischentag« vor den Tischen der *Jungen Freiheit,* des Instituts für Staatspolitik und der *Blauen Narzisse,* blätterte in den Büchern des Regin-, des Telesma- und des Uwe-Berg-Verlags, blickte auf Benjamin Jahn Zschokkes Gemälde und auf die Hemden von ProPatria und KonMo und nahm Probehefte von *Zuerst, Compact* und dem *Eckart* mit nach Hause.

Die Szene bewies, daß es sie gibt. Sie sollte es immer wieder tun.



Die Ostfrau als Avantgarde

von Ellen Kositza

Die DDR beanspruchte für sich eine umfassende Vorreiterrolle unter den politischen Systemen. Die Parole des strikten Fortschrittsglaubens – »Vorwärts immer, rückwärts nimmer!« (Erich Honecker) – galt unbeschränkt und erst recht, als im Westen der skeptische Ansatz diverser »Rückbesinnungen« Fuß gefaßt hatte. Der Lauf der Geschichte hat den avantgardistischen Anspruch widerlegt. Weder Ochs noch Esel brauchte es, um den »Sozialismus in seinem Lauf« aufzuhalten. Die DDR diente im Rahmen des Einigungsprozesses keineswegs als Stichwortgeber. Sie wurde einfach zum Beitrittsgebiet erklärt. Hier verschmolzen nicht zwei Systeme zu einem neuen; die Bundesrepublik wurde um »fünf neue Länder« plus Ost-Berlin vergrößert.

Skeptiker klagen, daß allzuviel getilgt und »plattgemacht« worden sei. Motto: Es war ja nicht alles schlecht. Und was ist schon übernommen worden in die neue Großrepublik, außer dem grünen Pfeil für Rechtsabbieger und ein paar Produkten: Rotkäppchen-Sekt, Nudossi und Halloren-Kugeln, sämtlich mit Retro-Charme statt mit Popästhetik behaftet. Die vergrößerte BRD behielt ihren prägenden Sitz im Westen. Hier sind bis heute die tongebenden Medienhäuser angesiedelt, und deren Berichterstattung über die immer noch irgendwie neuen Länder gleicht nach wie vor Korrespondentennachrichten aus dem Ausland. Das Gewicht ostdeutscher Politiker ist gering. Rund 20 Prozent der gelernten »Wessis« haben 23 Jahre nach der Wende – glaubt man's? – immer noch keine Reise nach »drüben« gewagt, umgekehrt ist der alte Teil keineswegs Anderland geblieben. Über die Anziehungskraft des Westens muß man wenige Wort verlieren.

Natürlich gibt es gelegentlich Klagen über eine heimliche Infiltrierung durch DDR-Viren, die längst ausgerottet schienen: Dräut ein neuer Überwachungsstaat? Stasi 2.0? Sozialstaatlicher Auswuchs? Was ist mit der sukzessiv weichenden Bindungskraft der Kirchen und dem Schwinden des dreigliedrigen Schulsystems? Und thronen nicht über allem die ostdeutschen Gewächse Merkel und Gauck als oberste Repräsentanten? Ja, das alles stimmt, und doch: ein allgemeiner Ostwind ist nicht zu vermerken. Dem Westler ist es allgemein erlaubt, sentimental zurückzublicken auf seligere Zeiten. Das können je nach Geschmack die Ära Heuss sein oder die Jahre um 1968. Der Ostler hat es schwerer. Er würde der Ostalgie bezichtigt und fände Gehör bloß in linken Kleinpublikationen und bei »Unverbesserlichen«.

Dabei existiert neben den subversiven, teils unentschiedenen Merkmalen einer »Veröstlichung« ein weites Feld, das längst bundesweit ossifiziert wurde, und zwar so gründlich, daß alte Westvorstellungen nur noch als geisterhafte Relikte im Raum schweben: Es ist das Frauenbild, die Frauenpolitik mit all ihren Implikationen von der »geschlechtergerechten« Erziehung über die Mutterschaft bis zur Rolle der Frau im Wirtschaftsleben.

»Was ist gut im Osten?« – »Die ostdeutsche Frau. Sie ist unkompliziert. Durch die Diktaturerfahrung setzt sie andere Prioriäten. Zum Beispiel diskutiert sie nicht stundenlang über Biofleischsorten, sondern es geht um Fleisch oder Nichtfleisch.«

Frage an den sachsen-anhaltische Ministerpräsidenten Rainer Haselhoff, *FAZ* vom 27.3.2011

Die ostdeutsche Frau ist Avantgarde. Und es gibt einen nahezu unhinterfragten, gesamtdeutschen Wunsch, zu diesem Ideal aufzuschließen. Niemand hat dieses Leitbild öffentlich zur Ikone erhoben, allenfalls erfährt die ostdeutsche »Krippenlandschaft« definitive Würdigungen. Wertverschiebung und Rollenwechsel geschahen so subkutan wie sukzessiv. Wer Avantgarde ist – der Begriff entstammt der französischen Militärsprache –, ist viel mehr als ein Trendsetter. Moden können jäh in ihr Gegenteil umschlagen, die Avantgarde hingegen gibt die Richtung an, in die fortan ausgeschritten wird.

Es gibt ungezählte Punkte im Bereich der Frauen- und Familienpolitik, in denen der Westen der Ostzone hinterherhinkte. Die heute populären Idealvorstellungen vom Frauendasein (ob als Arbeitstätige, als Konsumentin oder als Mutter; einzige Ausnahme dürfte die durchschnittliche Rentnerin sein) sind im Osten gelebte Wirklichkeit. Und obwohl die Stichwortgeber sich wohlweislich hüten, diese Ost-Richtung auch so zu benennen – der Westen, dem die Ostfrauen paradoxerweise zwar die Türen einrennen, ist seit Jahrzehnten mit der Aufholjagd beschäftigt. Fast alles, was wir heute vorfinden an frauenpolitischen Bestrebungen und Leitbildern, hatte die DDR mustergültig vorexerziert. Wohlgemerkt, wie sich das für eine Diktatur freilich gehört, ohne Skandaldebatten (undenkbar eine Schmutzkampagne vergleichbar mit der um Eva Herman!), ohne Genderinstitute, ja überhaupt ohne Feminismus. Der wurde in der DDR als schändliche und spalterische Verirrung der Klassengesellschaft gebrandmarkt. Weggefallen ist in der vergrößerten BRD der Rahmen, in den die Frauenpolitik des Ostteils eingespannt war und der Werte und Leitmotive strammzurrte, die heute obsolet sind. Nämlich: Patriotismus, Bevölkerungspolitik und ein Wir-Gefühl, das sich abgrenzte von »dem anderen«. Mithin schöpft der heutige Staatsfeminismus nur selektiv – nämlich unter der Blaupause des Individualismus – aus dem Fundus der DDR-Frauenpolitik. Dies aber um so gründlicher.

»Die Frauenbewegung und der Feminismus der BRD sind in der DDR systematisch verunglimpft worden. Frauenrechtlerinnen wurden als frustrierte, männerhassende Hausfrauen abgestempelt. Feminismus wurde als subversive Kraft gefürchtet. Gerade das Klischee von der ›Männerfeindlichkeit‹ war eine strategisch gute Waffe. Die Bürgerinnen der DDR haben Seite an Seite mit ihren Männern gearbeitet, sie glaubten die Ziele der Frauenbewegung längst umgesetzt zu haben.«

Uta Schlegel, Soziologin aus Leipzig

In vielfältiger Hinsicht lehrreich ist die Lektüre des kiloschweren, engbedruckten DDR-Schinkens *Kleine Enzyklopädie – Die Frau*. Das von einem gelehrten Autorenkollektiv verfaßte Handbuch zu allen erdenklichen Themen mit weiblicher Relevanz (von Haushaltsorganisation über »regelwidrige Schwangerschaften«, die günstige und anmutige Körperhaltung beim Warten auf den Bus, »Sexualdifferenzen im Krankheitsbefall«(sic!), Schminktechniken, altersgemäße Kleidung bis zur Bedeutung der »Frau im Kampf um den Frieden«) ist 1961 erstmals erschienen, bis 1989 erlebte es zahlreiche Auflagen. Es ist heute gebraucht zum Cent-Preis erhältlich – ein Geschenktip! Die gesamtdeutsche Frau von heute müßte mehrere Dutzend Bücher einkaufen, um derart umfassend über sämtliche Alltags- und Problemlagen informiert zu sein. Kompendien mit umfassendem Anspruch blühen nur in Gesellschaften, die sich multipler Narrative enthalten. Hier gab es keine mißlichen Lagen und keinen Grund zu jammern (übers Älterwerden, über Diskriminierung, über Problemkinder). Es gab Herausforderungen, die bewältigt werden können – zum Teil mit bedenkenswerten Anleitungen! Die sinnstiftende Großerzählung hinter dem knapp tausendseitigen Leitfaden geht von einer vierfachen Bestimmung der Frau aus, ohne daß diese Aufgabenfelder als Belastungen apostrophiert worden wären: Mutter, Hausherrin, Gefährtin des Mannes, Erwerbstätige. Die echten Frauen, das DDR-Lesepublikum, mag vielfältig gestöhnt haben über die Zumutungen und staatlich propagierten Verbrämungen des Alltags. Die papierene Richtschnur jedenfalls liest sich heute in großen Teilen als BRD-politisches Wunschdenken.

»Es ist meine kleine private Freude, daß ich noch ein Fräulein bin. Daß dieses Wort heute kaum noch verwendet wird, haben wir uns mit unserer eigenen Emanzipation wirklich ein bisschen zerstört …«

Iris Berben, *Bunte* 43/2012

Die Avantgarde der Ostfrau wird an ungezählten Punkten deutlich. In Nebenschauplätzen allemal: So wurde die Anrede unverheirateter Frauen als »Fräulein« schon in frühen DDR-Jahren als inadäquate und diskriminierende Anrede gebrandmarkt. Westdeutschland zog Jahrzehnte später nach. Ähnliches gilt für den stets am 8. März zelebrierten Frauentag, den die Marxistin Clara Zetkin initiierte. 1946 hatte die sowjetische Besatzungszone ihn etabliert, in der neuen BRD steht er erst seit wenigen Jahren neben zahlreichen weiteren Frauengedenktagen auf der medialen Agenda. Die körperliche Züchtigung unartiger Zöglinge wurde in der DDR 1949 abgeschafft, in der BRD erst 1973. Insgesamt hinkt im beiderseits frauendominierten Bildungssektor der Westen dem Osten deutlich nach. Neueste »Errungenschaften« wie die Aufgabe der Schreibschrift zugunsten ei-





Buch und Kunst – Die Frau *in der 12. Auflage von 1977 und Wolfgang Mattheuers Gemälde »Die Ausgezeichnete« von 1973/74*

ner druckbuchstabenähnlichen »Schulausgangsschrift«, die Verkürzung der Gymnasialausbildung auf acht Jahre, die Gesamtschulbestrebungen – die DDR hatte all diese heute als progressiv geltenden Wege längst beschritten.

Bei Eheschließungen steht mittlerweile selbstverständlich neben dem Nachnamen des Mannes der Name der Frau (oder ein Doppelname) als Familienname zur Verfügung; die Ausweitung auf den Frauennamen war in der DDR schon 1965 rechtmäßig – in der BRD erst 1976. Einer der markanten Punkte, in denen die DDR dem heutigen BRD-Leitbild mustergültig voranschritt, ist die Frauenerwerbstätigkeit. Die weibliche Berufstätigkeit unterlag in der DDR der »alleinigen Entscheidung der Frau« und löste »die Verpflichtung des Ehepartners aus, in kameradschaftlicher Rücksichtnahme und Hilfe das Vorhaben zu unterstützen.« In der BRD benötigten Frauen hingegen bis 1977 die schriftliche Zustimmung des Mannes, wenn sie einer Berufstätigkeit nachgehen wollten. 1980 waren in der DDR 73,2 Prozent aller Frauen zwischen 15 und 60 Jahren erwerbstätig, in der BRD waren es 37 Prozent. Oft wird kritisiert, daß die hohe Frauenerwerbsquote der DDR wenig mit emanzipatorischen Leitbildern zusammenhing, sondern mit barer wirtschaftlicher Notwendigkeit. Allein Schelme behaupten das gleiche von der bis heute jährlich steigenden Frauenerwerbsquote auch in den westdeutschen Ländern. Heute sind rund 82 Prozent (1989: 92 Prozent!) der ost- und rund 72 Prozent der westdeutschen Frauen im erwerbsfähigen Alter in Lohn und Brot. Politiker in Ost und West wünschen einen weiteren Anstieg – im Namen der weiblichen Selbstverwirklichung freilich!

Noch folgenschwerer als die Frage nach dem außerhäuslichen Engagement ist die nach der Geburtenregelung, auch wenn letztere zum Schambereich der Leitartikler und Feuilletonisten gehört. In den ersten Auflagen der *Frau* war von Abtreibung keine Rede. 1972 (zum Frauentag!) trat in der DDR die Fristenlösung in Kraft. In den ersten zwölf Wochen durfte eine Frau die Schwangerschaft ohne Wenn und Aber abbrechen. Die *Frau*-Auflagen ab 1972 (anthropologischer Gestus: »Der Mensch ist im Gegensatz zum Tier imstande selbst zu entscheiden.«) verwenden den euphemistischen Terminus einer Schwangerschaftsunterbrechung: als sei das Beenden ein Pausieren. Versicherungsrechtlich galt ein solcher Vorgang als Krankheitsfall. Die erst seit 1995 bundesweit geltende Regelung ist faktisch identisch mit dem DDR-Paragraphen 153; die abtreibungswillige Frau muß sich zwar »beraten« lassen, aber keine Gründe benennen. Schwangerschaftsverhütung – Pille und Spirale – gab es in der DDR kostenlos, eine Sterilisation hingegen war strengstens indiziert. Immerhin waren Frausein und Mutterschaft in der DDR untrennbar verbunden. Auch das zählt zu den (ökonomisch begründeten) Wünschbarkeiten heutiger BRD-Politik. Nur etwa zehn Prozent der DDR-Frauen waren kinderlos, in den seltensten Fällen absichtlich, es gab keinen Schwerpunkt der Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen. Schwanger wurde man beizeiten (früher als im Westen), Einzelkinder waren rar.

»In der gewollten Kinderlosigkeit spiegelt sich die Krise der kapitalistischen Gesellschaft wider«, heißt es in *Die Frau*. Das Aufziehen von Kindern erfordere »restlose Hingabe« und »das Zurückstellen egoistischer Wünsche.« Noch in jüngeren Ausgaben wurde als »Notwendigkeit« gefordert, »daß zur Erhaltung der Bevölkerung in jeder Ehe mehr als zwei Kinder geboren werden. Kinderreiche Familien erfahren in besonderem Maße die Fürsorge des Staates.«

Bereits hier, 1961, wurde mit autoritärer Strenge gefordert, daß sich Vater und Mutter Pflege und Erziehung teilen sollten. Freilich habe der Mann »seinen Teil der häuslichen Pflichten« zu übernehmen. Die Frau hingegen dürfe sich nicht der »Enge des Kochtopfhorizonts« überlas-

sen. Nur wenn sie sich fortlaufend geistig entwickle, werde sie ihre Anziehungskraft bewahren. Apropos: Eine Scheidung sei dennoch »keine Schande«. Ein himmelweiter Unterschied zu den Wertvorstellungen der alten BRD, kaum einer zu den heutigen. Unterhaltszahlungen des Mannes (man beachte die dahingehende Entwicklung in der BRD!) waren nicht zu erwarten.

Eminent wichtig war den DDR-Propagandisten ein »frühzeitiges Hineinwachsen ins gesellschaftliche Kollektiv«. Wo könnte die staatliche Vereinnahmung und »Wertevermittlung« besser geschehen als in Krippen, Wochenheimen (durchgehend von Sonntagabend bis Freitagnachmittag), Kindertagesstätten und Horten? Der Westen ist erst mit deutlicher Verspätung auf diesen Trichter gekommen. Heute »bebrütet« noch jede zweite Westmutter ihr Kleinkind zu Hause, im Osten sind es nur an die 30 Prozent. Im Kindergartenalter hütet jede zwölfte Ostfrau das Haus – im Westen jede dritte. Die Krippenoffensive will diesem »Mißstand« bis Mitte 2013 abhelfen und sich damit dem gelobten Ostniveau annähern. Derzeit werden im Osten rund 60 Prozent der Kinder ab drei Jahren ganztags fremdbetreut, im Westen sind es »klägliche« 17 Prozent. Der Trend weist dahin, die berüchtigte »Teilzeitfalle« zu hintergehen.

»Man muß zwischen dem emanzipatorischen Potential der Frauenarbeit und der kapitalistischen Ausbeutung der Frauenarbeit zu unterscheiden wissen. Nur letztere ist zu bekämpfen.«

Clara Zetkin

Die Ostfrau, ohne große Babypausen auskommend und seit je im Beruf ihren Mann stehend, hat zu 94 Prozent des Männerverdienstes aufgeschlossen, während Westfrauen noch auf 76 Prozent des männlichen Gehaltsniveaus arbeiten. Die Tendenz des wirtschaftlich-politischen und (medial vermittelten) weiblichen West-Willens weist stark nach oben: Mütter an die Schreibtische, Kassen, Maschinen und Managerpositionen! 30 Prozent beträgt der Frauenanteil im Osten auf der Führungsebene privater und öffentlicher Unternehmen, 44 Prozent in der zweiten Führungsebene. Dies ohne Quotenpropaganda: ein Bestand, von dem die – im Schnitt größeren und internationaler ausgerichteten – Westunternehmen nach politischer Maßgabe nur träumen.

Hier, in Schnellroda, in der sachsen-anhaltischen Provinz, sind unser Elektriker, unser Schlosser und unser Heizölfahrer weiblich, sie führen das Geschäft und ihre Angestellten. In den Schulen unserer Kinder bestätigt sich das, was Ursula Sarrazin (*Hexenjagd,* München 2012) für ihr Berliner Umfeld kritisch festgehalten hat: Die Lehrerinnen sind selten eingebettet in ein »bürgerliches Umfeld«. Deren Männer verdienen nicht als Unidozent oder Anwalt ihr Geld wie die Gatten der Westlehrerinnen, sondern ebensogut als Maurer oder Fernfahrer. Anders als im Westen ist hier das statusmäßige weibliche Heiratsverhalten »nach oben« keineswegs die Norm. Und weiter: Die sogenannten MINT-Fächer (Mathe, Informatik, Naturwissenschaften und Technik), ansonsten im Ruch, Profilierungsfächer für Jungs zu sein, werden hier auf deutlich höherem Niveau (und meist von Frauen) unterrichtet, als wir selbst das von unserer (West-)Schulzeit her kennen. Die Nachbarin zur Linken ist Maschinenbauingenieurin, die zur Rechten Kranführerin, sie halten beides für das Normalste der Welt. Frau tut, was sie kann, und zwar ohne emanzipatorisches Sendungsbewußtsein. »Gegendert« sind die Leute dennoch nicht. Auf Festen gibt es strikt die Frauenecke (Sekt) und die Männerbank (Bier und Schnaps). Feministische Befindlichkeitsstörungen: Fehlanzeige. Familiäre Telefonbucheinträge pflegen hier (mindestens im Verhältnis halb/halb) unter dem Namen der Frau zu laufen. 65 Prozent der sachsen-anhaltischen Neugeborenen (zum Vergleich: 25 Prozent in Bayern) kommen »unehelich« zur Welt, ein fraglos avantgardistischer Trend.

»Wir sind dem Westen 20 Jahre voraus, was die Frauenfrage angeht, aber eben auch 20 Jahre hinterher, was Hektik und Verlust von Nähe angeht. Hier geben dir Kinder noch freundlich die Hand und nennen dich beim Namen, wenn sie etwas wollen. Ost-Männer erkennt man immer noch daran, dass sie Frauen Türen aufhalten und schwere Taschen abnehmen, sichtbar unbelastet von der Vorstellung, die Frauen könnten das mit einem schroffen: ›Was soll denn das, das kann ich alleine‹ zurückweisen.«

Martina Rellin,
Emma 6/2009

2009 sang Alice Schwarzer im Interview mit der *SUPERillu* ein Loblied auf die ostdeutsche Frau. Die Westfrauen habe man 40 Jahre lang im Glauben gelassen, »daß sie nur den Fummel kaufen müssen und alle Männer rennen sabbernd hinterher.« Im Osten seien Frauen einer »relativ geringeren Verblödung« ausgesetzt gewesen. Dort sei diese »Kaufe und du bist glücklich-Ideologie« erst nach der Wende angekommen.

»Die Frauen in der DDR waren selbstbewußt, aber unbewußt«

Alice Schwarzer 1990

»Wiedervereinigung hieße in der Frauenfrage drei Schritte zurück«

Ina Merkel, DDR-Frauenforscherin, zu Wendezeiten

Schwarzer spürt noch immer den Widerstand ostdeutscher Frauen gegenüber dem Schönheits- und Jugendwahn. Die Diskussionen mit Frauen in Erfurt oder Leipzig seien ernsthafter und genauer als im Westen, sagt die Feministin. Die Frauenbewegung im Osten habe »zur Verbesserung der Lage der Frauen in Gesamtdeutschland beigetragen«. Korrigierend darf man einschieben: zur Veränderung. Man hüte sich, den Trägern dieser »Avantgarde« kritiklos hinterherzumarschieren!

Ehrenrettung für einen Pastor

von Thorsten Hinz

Neugierig und voller Unschuld hatte der Zeitungsleser nach der Rezeption des Schriftstellers Wilhelm Raabe gefragt. Die Antwort von Marcel Reich-Ranicki war kurz, entschieden und haßerfüllt: Raabe sei in Vergessenheit geraten. Das verwundere ihn – Reich-Ranicki – gar nicht, denn Raabes Bücher hätten ihn – Reich-Ranicki – immer gelangweilt. Bald würde sein – Raabes – Werk wohl aufhören, »Stoff sogar für kümmerliche Germanisten zu sein«. Sein populärster Roman sei zugleich sein »fragwürdigstes, wenn nicht widerlichstes Buch: der antisemitische Roman *Der Hungerpastor*«. Zwischendurch entschlüpfte Reich-Ranicki das Geständnis, Raabe »sei vielleicht noch heute ein überschätzter Romancier«. Also doch kein Vergessener! Der Großkritiker hatte lediglich seinen persönlichen Exterminierungswunsch geäußert.

Der 1831 geborene, 1910 verstorbene Wilhelm Raabe ist die Kontrast- und Komplementärfigur zum elf Jahre älteren Theodor Fontane. Dieser hatte mehrere Jahre als Korrespondent aus London berichtet. Das vergleichsweise provinzielle Preußen-Deutschland schilderte er aus der Sicht des urbanen Weltmannes. Raabe dagegen beschrieb die Welt aus der Perspektive der deutschen Provinz. Sein Blick ist weder sentimental noch romantisierend, sondern distanziert und ironisch. Er fällt auf eine ländlich-kleinstädtische Welt, die spätfeudal, patriarchalisch, voller Skurrilitäten und Anachronismen ist, wo jedoch nichts an die barbarischen Zustände erinnert, welche zur gleichen Zeit aus den ländlichen Gegenden Rußlands mitgeteilt werden. So übel das Leben den Figuren auch mitspielt, meistens gibt es eine Instanz, die das Äußerste verhindert oder abmildert: die gutherzige Junkerwitwe, den lebensklugen Pfarrer, den nachsichtigen Staatsanwalt. In dieser Welt findet der Dorftrottel genauso sein Gnadenbrot wie das exilierte Adelsfräulein oder der zahnlose Chevalier, die letzten Überbleibsel des Ancien régimes. Die Welt mit ihren kleinteiligen Landfetzen, spitzgiebligen Gassen, ihren Fluchtwinkeln und Verstecken gerät langsam, aber sicher unter die Räder des Industriezeitalters. Die Donnersätze aus dem *Kommunistischen Manifest* über die Zerstörung der »feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse«, über die zerrissenen »buntscheckigen Feudalbande« und die Substitution »der zahllosen verbrieften und wohlerworbenen Freiheiten« durch »die eine gewissenlose Handelsfreiheit« – Raabe hat sie auf die Lebenswirklichkeit übertragen. Deshalb gehört er zu den großen deutschen Realisten des 19. Jahrhunderts!

Doch Reich-Ranicki ging es ohnehin nicht um Literatur, sondern – wie fast immer, wenn der Begriff »antisemitisch« hervorgeholt wird – um Leidenschaften, um Deutungshoheit, um Macht. Die Deutungshoheit ergibt sich nicht aus dem besseren Argument. Entscheidend ist allein, wer über die formellen und informellen Mittel – vor allem über den Zugriff auf die Medien – verfügt, um festzulegen, welche Argumente und Redeweisen benutzt werden dürfen und welche nicht. Dafür ist Reich-Ranicki sel-

»In jenen Tagen herrschte – vorzüglich in kleinen Städten und Ortschaften – noch eine Mißachtung der Juden, die man so stark ausgeprägt glücklicherweise heute nicht mehr findet. Die Alten wie die Jungen des Volkes Gottes hatten viel zu dulden von ihren christlichen Nachbarn; unendlich langsam ist das alte, schauerliche *Hrrhepp*, welches so unsägliches Unheil anrichtete, verklungen in der Welt. Vorzüglich waren die Kinder unter den Kindern elend dran, und der kleine, gelbe, kränkliche Moses führte gewiß kein angenehmes Dasein in der Kröppelstraße. Wenn er sich blicken ließ, fiel das junge, nichtsnutzige Volk auf ihn wie das Gevögel auf den Aufstoß.«

Der Hungerpastor, S. 41

ber ein sprechendes Beispiel. Ungeniert nannte er im Jahr 2000 den Historiker Ernst Nolte eine »trübe, ja verächtliche Figur der Zeitgeschichte«. Als Martin Walser ihn 2002 im Roman *Tod eines Kritikers* als Literaturkritiker André Ehrl-König karikierte und auf seine Machtposition im Kulturbetrieb anspielte, brachte *FAZ*-Herausgeber Frank Schirrmacher umgehend den Antisemitismus-Vorwurf gegen Walser in Stellung. Allerdings verfügte Walser neben einzigartigen Verkaufszahlen auch über einen Ruf als Vergangenheitsbewältiger der ersten Stunde (»Unser Auschwitz«, 1965) und konnte den Frankfurter Anschwärzer zwingen beizudrehen. Dennoch geriet die Affäre zum Lehrstück, denn keine Handvoll deutscher Autoren verfügt außer Walser über die Mittel, um das einmal verhängte, tödliche Antisemitismus-Stigma erfolgreich von sich zu weisen.



Olaf Gulbransson: Wilhelm Raabe, Simplicissimus, *1906*

Wie stets in seinen Werken erweist Raabe sich im 1864 erschienenen *Hungerpastor* als Menschenfreund. Der Roman erzählt, beginnend im Jahr 1819, die parallelen Lebenswege zweier Freunde. Der Schuhmachersohn Hans Unwirrsch und Moses Freudenstein, Sohn eines aus Russisch-Polen zugewanderten jüdischen Trödlers, wachsen in einer Kleinstadt auf. Moses wird von den anderen Kindern gehänselt und gedemütigt, bis Hans sich vor ihn stellt. Nach dem Abitur nimmt Hans ein Theologiestudium auf, Moses studiert Philosophie. Er geht nach Paris, betätigt sich als Literat, konvertiert zum Katholizismus und nennt sich fortan Dr. Theophil Stein. Um jeden Preis will er Karriere machen und bespitzelt im Regierungsauftrag die Emigrantenszene. Nach Jahren führt der Zufall die beiden in dieselbe Stadt, wo Unwirrsch bei einem Fabrikanten eine Anstellung als Hauslehrer gefunden und (Freuden)Stein eine außerordentliche Professur in Aussicht hat. Die Begegnung mit Unwirrsch mißfällt ihm, will er doch seine Herkunft verbergen. Dank seiner Intelligenz und Gewandtheit erringt er eine angesehene gesellschaftliche Position, die er nutzt, um den Ruf des schwerblütigen und unbeholfenen Unwirrsch zu untergraben. Hinter seinem Rücken verspottet er ihn als »Hungerpastor« und fädelt eine Intrige ein, durch die dieser seine Anstellung verliert. Spät durchschaut Unwirrsch den vermeintlichen Freund als »schlüpfrige, ewig wechselnde Kreatur«. Freudenstein verführt die Fabrikantentochter und flieht mir ihr nach Paris – in der Annahme, ihre Eltern damit zu zwingen, die Verbindung zu legitimieren und ihm die Mitgift auszuzahlen. Doch wird seine Frau enterbt, worauf er sie fallenläßt. Schließlich verliert Freudenstein die Gunst seiner Auftraggeber und wird für bürgerlich tot erklärt. Unwirrsch hingegen findet sein familiäres Glück und in einer kleinen Pfarrei an der Ostsee eine Aufgabe, die ihn ausfüllt.

Der *Hungerpastor* enthält unübersehbare Schwächen, so die manichäische Figurenkonstellation, in der sich die simple Gegenüberstellung von Moral und Unmoral, von richtigem und falschem Leben ausdrückt, oder der bigotte, lehr- und märchenhafte Schluß, wo der Tugendhafte belohnt und der Böse bestraft wird. Das Vorbild für das Arrangement war Gustav Freytags Roman *Soll und Haben* aus dem Jahr 1855. Ein Vergleich beider Bücher verdeutlicht freilich auch die künstlerischen Vorzüge Raabes. Beide Autoren haben den Protagonisten sprechende Namen verliehen. Bei Freytag heißen sie Anton Wohlfahrt und Itzig Veitel, wodurch von Anfang an Werturteile suggeriert werden, die die Sympathien des Lesers steuern. Der Name »Unwirrsch« dagegen bezeichnet eine zunächst nachteilige Charaktereigenschaft. Die moralische Überlegenheit des Namensträgers enthüllt sich erst während der Romanhandlung.

Als Anton nach Jahren wieder auf Itzig trifft, tritt der ihm »hager, bleich, mit rötlichem krausen Haar, in einer alten Jacke und defekten Beinkleidern« entgegen, so »daß er einem Gendarmen ungleich interes-

»Ichverleugnung, Stille, Nachdenken, Kontemplation, Askese, Gelassenheit: das ist der Gegenpol zu dem Schwätzer und geistigem Giftmischer Ehrl-König. Gebirge und Einsamkeit mit ehrlichen Gefühlen und Gedanken einerseits, der Gerüchtekessel der Großstadt andererseits, wo der Fremde, der Jude mit seinen Mitläufern herrscht und wo mißgünstig und sinnentleert dahergeredet wird. … Raabe, der ja, wie Du, ein bedeutender Autor war und sich nicht für einen Antisemiten hielt (sowenig wie sein Vorgänger Gustav Freytag), bedauerte zwar, was er angerichtet hatte, erfand später auch noch zur Wiedergutmachung ein paar dürftige positive jüdische Frauengestalten, aber der Text vom *Hungerpastor* blieb unverändert und hat viel Schaden in den Köpfen seiner Leser angerichtet.«

Ruth Klüger: »›Siehe doch Deutschland‹. Martin Walsers ›Tod eines Kritikers‹«, in: *Frankfurter Rundschau* vom 27. 6. 2002

»... ich kann nicht mit jemandem, der im Warschauer Ghetto war und dessen Verwandte in Auschwitz getötet worden sind, mit dem kann ich nicht darüber diskutieren, beziehungsweise der kann mich nicht ertragen, der kann mich nicht akzeptieren, das ist mir schon klar. Das ist mir wieder jetzt ... mit Hans Mayer passiert, wenn der am Tisch sagt: ›Deutschland, Martin, das kann es nicht mehr geben und wird es nicht mehr geben, und es ist auch nicht schade drum.‹«

Martin Walser im April 1989 über die heftigen Reaktionen auf seine Forderung nach der Wiedervereinigung Deutschlands. Zit. nach: Matthias N. Lorenz: »Auschwitz drängt uns auf einen Fleck«

santer sein mußte als anderen Reisenden«. Auch sein Sprechen bereitet Unbehagen: »Die Leute sagen, daß du gehst nach der großen Stadt, um zu lernen das Geschäft. ... ich gehe auch nach der Stadt, ich will machen mein Glück.« Raabes Prosa ist unvergleichlich subtiler. Moses Freudenstein alias Theophil Stein ist eine ausgesprochen elegante Erscheinung. Zwar bedient auch er sich der jiddelnden Sprechweise, doch bezeichnenderweise nur im Gespräch mit dem Vater, als der ihn darüber belehrt, daß Bildung das beste Mittel sei, um den sozialen Aufstieg zu erreichen und den Quälereien der Mitmenschen zu entkommen. Moses verspricht ihm: »So will ich sitzen im Dunkeln und will lernen alles, was es gibt, und wenn ich alles weiß und habe das Geld, so will ich es ihnen in der Gasse vergelten, was sie mir tun.«

Genauso kommt es auch. Moses kann sich auf eine Reihe vorteilhafter Eigenschaften und Talente stützen: Hans ist ein guter und fleißiger Schüler, doch Moses ist ein Hochbegabter und bereits als Schüler zu philosophischer Spekulation fähig. Es zeugt von der Meisterschaft Raabes, daß er das Niveaugefälle zwischen den Freunden nicht einfach nur behauptet, sondern durch Dialoge und Gesellschaftsszenen zur Anschauung bringt. Der aus Paris zurückgekehrte Stein verfügt über glänzende gesellschaftliche Fähigkeiten: Er ist weltgewandt, eloquent und kann sich auf die unterschiedlichen Gesprächspartner leicht einstellen. Er greift ihre unausgegorenen Gedanken auf, ordnet sie blitzschnell und faßt sie in eine ansprechende Form, um sie ihnen als ihr vermeintliches geistiges Eigentum zurückzugeben. Er manipuliert sie durch Schmeichelei und macht sie sich gefügig. Loyalitäten gleich welcher Art – persönliche, weltanschauliche, religiöse, nationale – erwachsen ihm daraus nicht. Ihm gerät alles zum Material, um zu Geld und Einfluß zu gelangen.



Verständigungsschwierigkeiten – eine von unzähligen eingestürzten Brücken

Rechtfertigt diese Negativ-Figur den oft erhobenen Antisemitismus-Vorwurf gegen das Buch? Mit ihm steht Reich-Ranicki bei weitem nicht allein. Sogar der wohlwollende Raabe-Biograph Werner Fuld meint, der Schriftsteller sei zwar kein Antisemit gewesen, doch er habe bereitwillig »die zeitgenössischen antisemitischen Vorurteile bedient und befördert«. Synonymisch für »Vorurteil« werden auch Begriffe wie »Klischee« und »Projektion« verwendet. Die Negativ-Figur des Moses Freudenstein soll demnach auf einem falschen Bewußtsein beruhen.

Raabe hat um die Unzulänglichkeit des *Hungerpastors* gewußt und im Rückblick von »Jugendquark« gesprochen. Den Vorwurf aber, das Buch sei judenfeindlich, hat er stets zurückgewiesen. 1883 lehnte er den Vorschlag, für eine Anthologie eine antisemitische Novelle beizusteuern,

entschieden ab. Im Text gibt es mehrere kommentierende Passagen, in denen der auktoriale Erzähler klarstellt, daß er den Antisemitismus ablehnt und froh darüber ist, daß die Judenfeindschaft wenigstens in ihren ärgsten Formen der Vergangenheit angehört. Der definitive Beleg dafür, daß Raabe den monströsen Charakter Freudensteins keineswegs für die Inkarnation eines Ewig-Jüdischen hält, besteht darin, daß dessen Vater der Schlag trifft, als er die Deformation des Sohnes durchschaut.

Interessanterweise hat Götz Aly in seinem neuen Buch, *Warum die Deutschen? Warum die Juden?*, dem *Hungerpastor* einige Absätze gewidmet. Alys Streitschrift ist gleichfalls strikt manichäisch konzipiert: Der kluge, erfolgreiche, zukunftsorientierte, kultivierte Jude überrundet den tumben, rückständigen Deutschen, wird von diesem beneidet, mit Ressentiments bedacht und am Ende umgebracht. Doch gibt es auch luzide Passagen, in denen Aly das Verhalten und die Wahrnehmungen der Deutschen aus der historischen Situation erklärt. Seine Überlegungen zu Raabe (die mehr auf der Kenntnis von Sekundär- als Primärliteratur beruhen) sind ein Kompromiß. Den Antisemitismus-Vorwurf gegen Raabe (und Freytag) weist er zurück – mit der schwachen Begründung, außer Moses Freudenstein seien alle jüdischen Figuren positiv gezeichnet.

Inkonsequent geht auch Raabe-Biograph Fuld vor, der zwar feststellt, daß Moses Freudenstein für den zeitgenössischen Leser als »ein typischer Jude« erscheinen mußte und der Figur eine historisch verbürgte, »typische Karriere jener Zeit« (Hervorhebungen von Hinz) zugrunde liege, den nächsten logischen Schritt aber scheut. Der bestünde in der Erörterung der »typischen« Verhaltensweisen, die Raabe in der Figur des Freudenstein verdichtet hat. In einem nächsten Schritt wäre danach zu fragen, inwieweit sie einen sozialen Typus konstituieren und mit der jüdischen Herkunft zu tun haben.



So wird behauptet, die Darstellung von Vater Freudenstein sei antisemitisch intendiert. Die Begründung: Körperhygiene und Maniküre dieses im übrigen freundlichen Herrn lassen deutlich zu wünschen übrig. Außerdem hat er zu Hause Gold versteckt, während er nach außen bemüht ist, arm zu erscheinen. In Wahrheit werden diese Eigenheiten aus der angedeuteten Ghetto-Vergangenheit verständlich. Eine vage Vorstellung davon vermittelt Goethe in seiner Schilderung der Frankfurter Judengasse, wo ihm »die Enge, der Schmutz, das Gewimmel« auffielen. Die Heimlichtuerei in Gelddingen erklärt sich aus der Angst vor dem Pogrom. Auf keinen Fall will Vater Freudenstein den Neid der Nachbarn erregen, andererseits benötigt er für den Fall der Fälle eine leicht greifbare Notreserve. Entscheidend ist jedenfalls, daß Raabe das Verhalten nicht aus einer biologisch-rassischen Disposition, sondern aus geschichtlich tradierten und persönlichen Erfahrungen ableitet.

Das gilt auch für Moses. Wenn dessen Vorzüge zum Negativen ausschlagen, ist das eindeutig geschichtlich, sozial und psychologisch begründet. Wer als Kind in diesem Maße gedemütigt und verfolgt wird, müßte schon ein Heiliger sein, um sein Welt- und Menschenbild von dieser Erfahrung freizuhalten. Der Geschlagene ist verschlagen geworden. Er hat gelernt, sich zu verstellen, sich unsichtbar zu machen, zu heucheln, sich taktisch zu unterwerfen, den Gegner hinterrücks zu Fall zu bringen. Das ist für ihn die einzige Möglichkeit, aus der Opferstellung herauszutreten. Sein Rachebedürfnis und sogar sein Verrat an Hans sind psychologisch leicht zu erklären. Hans ist der Kronzeuge seiner Demütigungen und ruft durch seine Gegenwart die qualvollen Erinnerungen wieder herauf. Zugleich ist er ein Mitwisser, der Moses' Geheimnis jederzeit offenbaren kann. Der denkt gar nicht daran, doch an dessen Anstand kann Moses nicht glauben. Die Illoyalität, Skrupellosigkeit und die kalte Berechnung, mit der er seine Umwelt taxiert und ausbeutet, bilden die Voraussetzungen für seinen Aufstieg. Die Figur, die Raabe gezeichnet hat, ist also nicht als antisemitische Projektion, sondern als das Ergebnis sozialer Interak-

»Ich habe das Recht, nur da ein Deutscher zu sein, wo es mir beliebt, und das Recht, diese Ehre in jedem mir beliebigen Augenblick aufzugeben. Wir Juden sind doch die wahren Kosmopoliten, die Weltbürger von Gottes Gnaden oder, wenn du willst, von Gottes Ungnaden. Seit der Erschaffung bis zum Zehnten des Monats Ab im Jahr siebenzig eurer Zeitrechnung haben wir eine Ausnahmestellung gehabt, und nach der Zerstörung des Tempels ist uns dieselbe geblieben, wenn auch in etwas veränderter Art und Weise. Durch lange Jahrhunderte hatte diese Ausnahmestellung ihre großen Unannehmlichkeiten für uns, jetzt aber fangen die angenehmen Seiten des Verhältnisses an, zutage zu treten.«

Der Hungerpastor, S. 128f.

tionen und deren künstlerische Widerspiegelung zu betrachten. Eine »typische Karriere jener Zeit«.

In einem erweiterten Sinn agiert Freudenstein als Avantgardist der kapitalistischen Moderne. Sein Interesse – und das der Juden überhaupt –, die vormodernen Strukturen und Regeln zu beseitigen, ist absolut, denn dadurch erst wird der Weg frei zu ihrer vollständigen Emanzipation. Dabei verliert er das Gefühl für Takt und Tempo. Bei der Ver- und Entführung der Fabrikantentochter läßt er außer acht, daß deren Mutter einen Hierarchiebegriff adaptiert hat, dessen Strenge dem des Adels gleichkommt und der es ihr verbietet, einen Aufsteiger unklarer Herkunft als Schwiegersohn zu akzeptieren. Dieses temporäre Scheitern aber bestätigt nur sein objektives Interesse.

Für die anderen bedeutete die kapitalistische Entwicklung – wie Marx und Engels hervorhoben – zugleich eine Verlust- und Schadensbilanz. Das machte ihr Verhältnis zu den Umwälzungen und zum »Fortschritt« komplizierter und schwieriger. Sie waren eingebunden in lokale, regionale und dynastische Loyalitäten, in Traditionen und Gewohnheitsrechte, die neben gesellschaftlichen, politischen und sozialen Einschränkungen auch einen Schutz boten vor der kalten Rationalität des Geldes. Ihre innere und äußere Gebundenheit erwies sich als Wettbewerbsnachteil gegenüber der unbegrenzten Mobilität der Juden, die »als treibendes und organisierendes Ferment in diesem für den einzelnen so bedrohlichen Prozeß« wirkten (Götz Aly). Der Niveauunterschied zwischen Moses und Hans ist nicht nur in ihrer unterschiedlichen Begabung begründet. Während Hans, ganz traditionsverhaftet, sich den Dingen mit einer »ehrfurchtsvollen Scheu« und voller Hemmungen nähert, kann Moses sie gänzlich »vorurteilsfrei« betrachten, analysieren und verwerfen.

Damit ist auch die nationale Frage berührt. Kritiker verübeln Raabe die Rede, in der Moses Freudenstein verkündet, nur so lange ein Deutscher sein zu wollen, wie es ihm zum Vorteil gereiche, und andernfalls aus der Rolle wieder herauszuschlüpfen. Die Rechtsgleichheit, die der preußische Staat den Juden zugesteht, betrachtet er unter der Maßgabe des persönlichen Nutzens, ohne daß ihm daraus die innere Verpflichtung zur Loyalität erwächst. Statt deswegen dem Schriftsteller antisemitische Motive zu unterstellen, wäre erst einmal zu prüfen, welche Befürchtungen Raabes den Hintergrund für die Suada abgaben, auf welche realen Erfahrungen sie sich stützten und wieweit sie im historischen Kontext erklärbar und plausibel sind. In diesem Punkt läßt die aktuelle Geschichtswissenschaft uns im Stich.

Hilfsweise lassen sich vom Roman gedankliche Verbindungslinien zum Aufsatz »Unsere Aussichten« ziehen, mit dem der Historiker Heinrich von Treitschke 1879 ungewollt den Antisemitismus-Streit auslöste. Die Aufforderung zur Assimilation, die Treitschke an die Juden richtete: »... sie sollen Deutsche werden, sich schlicht und recht als Deutsche fühlen – unbeschadet ihres Glaubens und ihrer alten heiligen Erinnerung, die uns allen ehrwürdig sind«, liest sich wie die unmittelbare Reaktion auf die Ansprache Freudensteins. Wie Raabe grenzte auch Treitschke sich ab vom Antisemitismus und hielt eine Einschränkung der Judenemanzipation für moralisch und politisch verhängnisvoll. Die Situation in Deutschland war in seinen Augen dennoch eine andere als in England und Frankreich. Der deutsche Nationalstaat war jung, seine geistig-moralischen Grundlagen, das Nationalgefühl waren unsicher und ungefestigt, weshalb Treitschke die schneidende Pressekritik, für die er Journalisten à la Freudenstein in der Verantwortung sah, für staatspolitisch destruktiv hielt. Im selben Atemzug kritisierte er, daß es antijüdische Restriktionen seien, die gebildete Juden verstärkt auf den Journalistenberuf verwiesen.

Zwei weitere Umstände erschwerten die Assimilation der Juden in Deutschland. Ihre, verglichen mit England und Frankreich, viel größere Anzahl und die Herkunft immer neuer Zuwanderer »aus dem polnischen Judenstamme ..., dem die Narben vielhundertjähriger christlicher Tyrannei sehr tief eingeprägt sind«. Treitschke umriß genau die psychische Konstitution, welche die Figur des Moses Freudenstein verkörpert.

Wer Raabes Werk für obsolet erklärt, will dessen anhaltende Brisanz unter Verschluß halten. Die Frage danach, wieviel historische Wahrheit in seiner Dichtung steckt, wird als anstößig stigmatisiert. Die Befreiung aus der Blockade heißt, sich den freien Zugang zu einem großen literarischen Werk wie zur Realgeschichte zu bahnen.

Literaturhinweise:

Wilhelm Raabe: *Der Hungerpastor,* zit. nach: ders.: *Sämtliche Werke* (Braunschweiger Ausgabe), Bd. 6. Göttingen 2005;

Götz Aly: *Warum die Deutschen? Warum die Juden? Gleichheit, Neid und Rassenhaß 1800–1933,* Frankfurt a.M. 2012;

Werner Fuld: *Wilhelm Raabe. Eine Biographie,* München/Wien 1993;

Martin Gubser: *Literarischer Antisemitismus. Untersuchungen zu Gustav Freytag und anderen bürgerlichen Schriftstellern des 19. Jahrhunderts,* Göttingen 1998;

Matthias N. Lorenz: *»Auschwitz drängt uns auf einen Fleck«. Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser,* Göttingen 2005;

Marcel Reich-Ranicki: »Fragen Sie Reich-Ranicki«, in: *FAS* vom 15.10.2006.

Frank Schirrmacher: »Lieber Martin Walser, ihr Buch werden wir nicht abdrucken«, in: *FAZ* vom 29.5.2002;

Heinrich von Treitschke: »Unsere Aussichten«, in: *Aufsätze, Reden, Briefe,* Bd. 4, Meersburg 1929.

»Denn das geistige Leben ist keine Krämerbude« – Über Othmar Spann

von Michael Rieger

Als »Nazi« verdammt, darf der Wiener Nationalökonom und Sozialphilosoph Othmar Spann (1878–1950) als aus der Geistesgeschichte getilgt gelten. Otto Neurath – Positivist, Austromarxist – ließ 1944 keine Zweifel: Sicher sei Spann ein Nazi. Seine Mißhandlung durch die Gestapo wie das Lehrverbot könnten nur das Ergebnis einer »Abweichung« sein, schließlich hätte Spann einen »nationalen Totalitarismus« gepredigt, »schlicht und einfach«. Schlicht und einfach liegen die Dinge selten und bei Spann, der »in der Spur Schellings … inmitten der Moderne … den Universalismus und Theozentrismus des christlichen Denkens zu rekonstituieren« suchte (Ernst Nolte), schon gar nicht. Man darf sogar von einer unverminderten Bedeutung dieses »zu Unrecht Vergessenen« (Kurt Hübner) sprechen.

Doch Schnittmengen bleiben: Die Bücherverbrennung war Spann »ein Ruhmesblatt der nationalsozialistischen Umwälzung«; die deutschen Juden wollte er in Ghettos sehen. Aber er verurteilte den biologistisch-rassistischen Charakter der »NS-Judenpolitik«, um deren fatalen Kurs durch eine naive wie mutige Intervention zu verändern – im September 1935, lange nach dem »Röhm-Putsch« und kurz nach den »Nürnberger Gesetzen«, einer der letzten Versuche konservativ-revolutionärer Selbstbehauptung. »Schlicht und einfach«?

Am 23. Februar 1929 kritisierte Spann die »unwürdigen« NS-Aufmärsche, was dem im Münchner Audimax anwesenden Adolf Hitler nicht eben gefiel. Am 9. Juni 1933 erteilte der Wiener Professor der Confederazione Nazionale Fascista del Commercio Nachhilfe: Seit 1929 praktizierte man in Rom staatlichen Dirigismus, Spann warb für das Gegenteil, eine ständisch-dezentralisierte Wirtschaft. Ähnliche Kritik hielt er, vom Hitler-Förderer Fritz Thyssen unterstützt, auch für das Deutsche Reich parat, dabei der Fehleinschätzung erlegen, die Entwicklung mitprägen zu können. Als man den Spann-Kreis 1938 eine »Gefahr für die gesamtdeutsche Entwicklung« nannte, wußten Hitler und Rosenberg längst um die Unverträglichkeit ihrer totalitären Ansprüche mit Spanns Ganzheitslehre. Es gilt Gerd-Klaus Kaltenbrunners Klage über die wohlfeile Sicht auf Spann, den »liberale Flachköpfe und sozialistische Schreihälse für einen ›Faschisten‹ ausgeben dürfen«.

Sachlichere Töne kamen von Katholiken. Gustav Gundlachs Einwand, Spann vernachlässige die Person, klingt bis heute im *Lexikon für Theologie und Kirche* nach: Obschon in katholischer Mystik gründend, sich gegen Mechanismus und Marxismus wendend, werde Spanns Philosophie »der Wirklichkeit des Menschen« nicht gerecht, da sie sich »auf ein abstraktes Ganzes« konzentriere. Vor allem aber hielt ein Kreis von Wissenschaftlern die Erinnerung wach: Initiiert von Spanns bedeutendstem Schüler, Walter Heinrich, arbeitete man im Umfeld der *Zeitschrift für Ganzheitsforschung* (1957–2008) das umfangreiche Werk auf, vernetzte es mit anderen Denktraditionen. Über Schüler und Enkelschü-

»Um eine Gesellschaft zu bilden, müssen die voneinander verschiedenen Gezweiungskreise die Eigenschaft besitzen, Glieder jenes geistigen Gesamt-Ganzen zu sein, das in der Gesellschaft gegeben ist.«

Othmar Spann: *Gesellschaftslehre*, Leipzig [3]1930, S. 233.

Unter dem zentralen Neologismus der »Gezweiung« verstand Spann die natürliche »geistige Gemeinschaft«.

ler (Baxa, Riehl, Pichler, Romig) läßt sich eine Linie ziehen bis zur jüngsten Monographie von Sebastian Maaß, die Spann als »Ideengeber der Konservativen Revolution« würdigt.



Armin Mohler betonte, daß der Spann-Kreis der Konservativen Revolution »das durchgearbeitetste Denksystem geliefert« habe. Doch nicht an diesem imposanten Bau aus *Gesellschaftslehre* (1914), volkswirtschaftlichen Standardwerken, *Kategorienlehre* (1924), *Geschichtsphilosophie* (1932), *Naturphilosophie* (1937) und abschließender *Religionsphilosophie* (1947) entzündete sich der Antifa-Furor, sondern an den politischen Implikationen, an Spanns Generalkritik des Individualismus und der Demokratie, nachzulesen in seinem bekanntesten Werk *Der wahre Staat* (1921).

Die historische Entwicklung seit dem Humanismus wertet Spann als Austreibung alles Höheren, als Weg in Atomisierung und Materialismus: Wo der Mensch »nur aus sich selbst heraus lebt«, übt er Sittlichkeit und Pflicht sich selbst, »aber nicht dem anderen gegenüber«. Es ist eine asoziale Welt triebgesteuerter Atome ohne Verantwortlichkeit und Rückbindung. Diesem Auflösungsprozeß begegnet Spann zunächst anthropologisch: Das autarke Ich sei eine »knabenhafte Anmaßung«, der einzelne werde nur durch »Zugehören«, »Mitdabeisein eines anderen Geistes« gleichsam »wachgeküßt«.

Gegen die hybride individualistische Erkenntnistheorie denkt Spann vom Ganzen her, da »alles mit allem verwandt, alles an alles geknüpft ist«. Das Ganze gehe den Gliedern voraus, »offenbart« sich in ihnen. Von diesem Perspektivwechsel erhofft er eine »vollständige Umkehr« im Verhältnis des Menschen zu Welt und Gesellschaft, die nicht mehr als Summe gleicher Einzelkämpfer erscheint, sondern als verwobene, abgestufte Wirklichkeit. Hier nun bricht Spann, politisch höchst unkorrekt, mit dem Gleichheitsbegriff: Zwar besäßen »der Verbrecher wie der Heilige … einen unverletzlichen Kern ›Mensch‹! Niemals aber heißt dies: Sie seien gleiche Menschen«. Während die Menschenwürde »gewiß nicht angetastet werden darf«, rekurriert Spann auf eine »organische Ungleichheit«, die aus dem »inneren Verrichtungsplane« des Ganzen hervorgehe. Die Ungleichheit der Menschen, die jeweils nach geistigen Grundinhalten Gemeinschaften bilden (Demokraten, Katholiken, Facharbeiter, Vegetarier, Sportler …), schaffe eine »maßlose Zerklüftung«: »Der Bestand der Gesellschaft … wäre gefährdet, wenn die kleinen, einander fremden Gemeinschaften« in dieser »Zusammenhanglosigkeit« verblieben. Also bedarf es einer Integration, einer Rangordnung und »organischen Schichtung nach Werten«, die nur qua Herrschaft Form gewinnt.

Mittelalterliche und romantische Ordnungsmuster aktualisierend, faßt Spann die gesellschaftlichen Glieder als Hierarchie von Ständen: von den Handarbeitern über die höheren Arbeiter zu den »Wirtschaftsführern«; darüber bestimmt Spann einen Stand von Staats-, Heer-, Kirchen- und Erziehungsführern und zuletzt einen zielgebenden »schöpferischen Lehrstand«. Da alle aufeinander angewiesen sind, der Soziologe auf den Schreiner, der auf den Förster, der wiederum auf den Priester, besteht eine »gleiche Wichtigkeit für die Erreichung des Zieles«: Stabilität, soziale Harmonie, Gerechtigkeit. Welche darin liegt, daß jeder in der ihm gemäßen Stellung im Ganzen sein »Lebenshöchstmaß« realisiere, als sinnvolles Glied einer Gemeinschaft und, berufsständisch organisiert, einer Korporation. Dieses natürliche, dynamische Gefüge, mitnichten die Erstarrung in »Geburtsadel oder Geburtsuntertänigkeit«, ist Spanns Gegenbild zur linken Einheitsschablone wie auch zur machiavellistischen »Kampfeswirtschaft« des Kapitalismus.

»Auch der Gläubige verehrt seine Kirche, trotzdem er auf die Papstwahl keinen Einfluß durch Abstimmung nimmt.«

Othmar Spann: *Der wahre Staat. Vorlesungen über Abbruch und Neubau der Gesellschaft,* Erstausgabe: Leipzig 1921. Hier: Jena ^{3}1931, S. 228.

Da mit der Auflösung der Stände in der Neuzeit »weder das Phänomen des differierenden sozialen Status, noch der Bedarf an ›erzogenen Führern‹ verschwindet«, so Mohammed Rassem, stellt Spann in einer

»Gegenrenaissance« – gegen die Verabsolutierung liberaler Werte – ein traditionelles Ordnungsgesetz neu her. Politisch gewendet: Aus dem (potentiell veränderlichen) Standort in der Gliederung, aus der »Lebensaufgabe« und Leistung für die Gesellschaft ergeben sich der jeweilige Ort und Grad der »Mitregierung«. So will Spann, gestützt auf die Selbstverwaltung der Stände und das fundamentale Prinzip der Subsidiarität, die defizitären demokratischen Mechanismen überwinden, wobei die Staatsführer einen übergreifenden »Höchststand« bilden, eine sachverständige, »staatsgestaltende« Elite. Überzeugt, daß man »Stimmen nicht zählen, sondern wägen« solle, forderte er, die Besten mögen herrschen: Mehrheiten assoziierte Spann mit Wankelmut, Inkompetenz, Einheitsbrei, kurz: mit »demokratischem Kulturtod«, ja »Kulturpest«, wie der »alle Überlieferung, alle Bildung« zerschlagende Bolschewismus zeige.

Von einiger Sprengkraft ist Spanns Begriff der Wirtschaft. Dem »Bereich des Handelns« angehörend, liege ihr Wesen darin, »Mittel für Ziele zu sein«. Sie sei »dienend, nicht eigentlich primär«, worunter Spann allein »ein Geistiges« verstand. »Handeln kann ich nur, um einem Ziele zu dienen, … z.B. um eine Kirche zu bauen.« An höhere Ziele gebunden, bilde die Wirtschaft »keinen selbsttätigen Mechanismus mehr«, ein Primat komme ihr nicht zu. In der ständischen Ordnung sei auch Privateigentum »der Sache nach« Gemeineigentum. Mit dieser »Zurückdrängung« der Ökonomie reagierte Spann auf die »Verwirtschaftlichung des Lebens«, die der alles verwertende Kapitalismus so rücksichtslos betrieben hat wie der alles auf ökonomische Kategorien reduzierende Marxismus.

Doch die Geschichte hat Spanns Begriff einer dienenden Wirtschaft auf den Kopf gestellt. Im Rahmen einer globalen Amerikanisierung erweisen sich die politischen Akteure als Erfüllungsgehilfen der Wirtschaft. Bei Staatsbesuchen werden wie selbstverständlich Verträge für die mitreisende Großindustrie angebahnt; Entscheidungen zugunsten partikularer Interessen gelten als »alternativlos«; subsidiäre Strukturen werden leichthin preisgegeben; »Flexibilität« und »Mobilität« bemänteln die Entwurzelung der Arbeitnehmer … Nicht die Wirtschaft dient der Gesellschaft, vielmehr assistiert die Politik der Wirtschaft bei der Indienstnahme der Gesellschaft. Aktuell illustrieren Finanzkrise und Euro-Misere, wie von Spanns Enkelschüler Friedrich Romig analysiert, die strukturelle Verantwortungslosigkeit dieses Verhältnisses: Wirtschaftliches Handeln ist nicht höheren Zielen, etwa der Stabilität, sondern nur kurzfristigen Profiten verpflichtet. Verluste aus Spekulationen werden, jeden Begriff von Gerechtigkeit negierend, auf die Gemeinschaft abgewälzt. In Europa zeichnet sich eine gleichmacherische Schuldenunion ab, vermittels derer die Schuldenberge in jenen Ländern anwachsen, die nicht für diese Entwicklung verantwortlich sind. In der »hastigen Unruhe« ist der einzelne nicht »aufgehoben«, sondern seinen Zukunftsängsten überlassen. Die Inkompetenz der Politik spiegelt die Hilflosigkeit des Staates, dessen Souveränität dahin ist. Vor genau achtzig Jahren hat Walter Heinrich dieses Szenario antizipiert: »Die zum Selbstzweck gewordene Wirtschaft bedeutet Verfall des Staates und der Kultur. ... Der Staat, der die Führung verloren hat, hört auf Staat zu sein«. Und das geistige Leben verkommt – um mit Spann zu sprechen – vollends zur »Krämerbude«.

In Spanns Alternative liegen hingegen grundsätzliche Umwertungen beschlosen: Als »Organ einer genossenschaftlichen Ganzheit« werde der einzelne in seinem wirtschaftlichen Handeln eingeschränkt, woraus ein relatives »Stillstehen des technischen Fortschrittes« folge. Die »ungehemmt vorwärts strebende Entfaltung der produktiven Kräfte« werde beschränkt. »Der Mensch ist nicht mehr derselbe. Wer das Äußere bändigt und bindet, kann es nicht zugleich ins Unbegrenzte« entwickeln. Denn »auf Innerlichkeit und auf Bindung der Wirtschaft« hinzusteuern, heißt zugleich, »daß wir ärmer werden!« Die übliche Kritik an der Trägheit der Stände übersieht stets, wie sehr sich in den Momenten der Bescheidung, Verlangsamung und Langfristigkeit eine neue Sittlichkeit, ein antisäkulares Ethos ausdrückt.

Das Ziel dieser Ordnung läßt sich über die irdische Gerechtigkeit hinaus in einer übersinnlichen Dimension fassen: Spanns Konzeption macht die Rückverbundenheit aller Glieder sichtbar, zuletzt ihre Vermittlung zwischen Welt und kosmischer, göttlicher Ordnung. Es geht darum, den verlorenen Blick fürs Ganze wiederzugewinnen.

Literaturhinweise:

Johannes Feichtinger: *Wissenschaft zwischen den Kulturen. Österreichische Hochschullehrer in der Emigration 1933–1945,* Frankfurt a.M. 2001;

John Haag: »The Spann Circle and the Jewish Question«, in: *Leo Baeck Institute. Year Book XVIII,* London 1973, S. 93–126;

Sebastian Maaß: *Dritter Weg und wahrer Staat. Othmar Spann – Ideengeber der Konservativen Revolution,* Kiel 2010;

Gustav Gundlach SJ: *Die Ordnung der menschlichen Gesellschaft,* 2 Bde., Köln 1964;

www.ganzheitsforschung.at

Armin Mohler: *Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932. Ein Handbuch,* Darmstadt [3]1989;

Walter Heinrich et al. (Hrsg.): *Othmar Spann Gesamtausgabe,* 21 Bde., Graz 1963–1979;

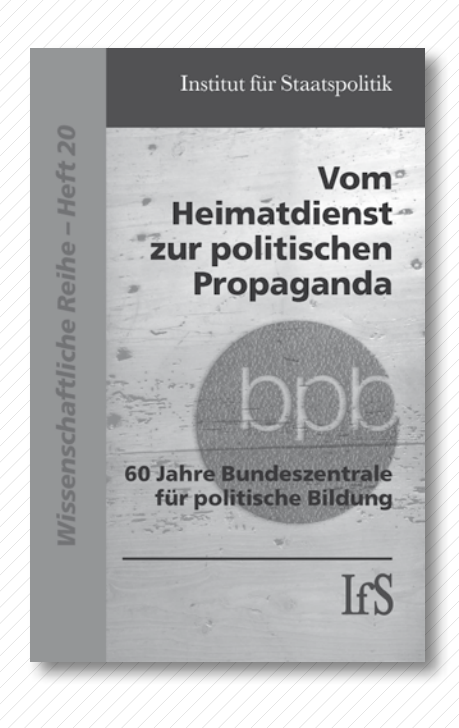
Michael Rieger: »Absolutes Ich«, in: *Die Tagespost* vom 5. Februar 2009;

Mohammed Rassem: »Othmar Spann«, in: Karl Graf Ballestrem/Henning Ottmann (Hrsg.): *Politische Philosophie des 20. Jahrhunderts,* München 1990, S. 89–103;

Friedrich Romig: *ESM – Verfassungsputsch in Europa,* Schnellroda 2012;

Walter Heinrich: *Das Ständewesen mit besonderer Berücksichtigung der Selbstverwaltung der Wirtschaft,* Jena 1932.

Neue Studien



Institut für Staatspolitik:
Wissenschaftliche Reihe – Heft 20

Vom Heimatdienst zur politischen Propaganda. 60 Jahre Bundeszentrale für politische Bildung

44 S., geheftet, 5 €

Das 60jährige Jubiläum der Bundeszentrale für politische Bildung ist Anlaß genug, sich mit dieser Institution näher zu beschäftigen. Das ist vor allem nötig, weil die Skandale der letzten Jahre die Lücke zwischen Anspruch und Wirklichkeit immer größer werden ließ. Die Studie beschreibt die Geschichte der BpB im Hinblick auf den gegenwärtigen Zustand. Der heutige Tiefpunkt der Arbeit der BpB ist die Folge einer zunehmenden Distanzierung von der eigenen Nation, die anhand der Publikationen der BpB nachvollzogen wird. Abschließend stellt die Studie die Fragen nach der Zukunft der politischen Bildung in Deutschland, die nicht zuletzt vom IfS selbst repräsentiert wird.

Institut für Staatspolitik:
Wissenschaftliche Reihe – Heft 21

Ist der Islam unser Feind? Eine Lageanalyse

40 S., geheftet, 5 €

Die heftige Debatte, die Karlheinz Weißmann und Michael Stürzenberger (für die Internetseite Politically Incorrect) auf dem »zwischentag« führten und die danach im Netz vor allem polemisch fortgeführt wurde, hat mindestens eines deutlich gemacht: Es gibt Informationsbedarf. Umstritten war insbesondere die Frage der Bewertung des Islam: Ist er unser Feind oder ist er nur ein sekundäres Moment? Sind wir zu einer Feindbestimmung in der Lage? Die Studie nimmt ihren Ausgang von der unerwarteten Wiederkehr des Religiösen, stellt den aktuellen Stand der Islamforschung dar und analysiert die gegenwärtige Situation: eine ethnische Landnahme und die Abwehrversuche. Sie argumentiert für den Widerstand mit kühlem Kopf.



Identitär

von Martin Lichtmesz

Wieder einmal: Ein Gespenst geht um in Europa – oder doch bloß auf Facebook? Der Spuk begann Ende September 2012, als auf einer Veranstaltung der katholischen Hilfsorganisation Caritas in Wien unter dem Motto »Tanz die Toleranz« ein Rudel von etwa einem Dutzend Gestalten in Affen- und Halloweenmasken auftauchte, russische »Hardbass«-Musik abspielte und Schilder mit Slogans schwenkte wie: »Multikulti wegbassen«, »Patriotismus ist tanzbar« und »Zertanz die Toleranz«. In der Presse, deren wichtigste Organe allesamt reagierten, wurden daraus »rassistische Parolen«, die Tanzeinlage sei gar ein »rassistischer Übergriff« gewesen, in den Aktivisten sah man wahlweise »neue Rechte«, »Rechtsextremisten« oder »Neonazis«. Kurz darauf bekannte sich die Gruppe »Die Identitären« auf ihrer Netzseite zu der Aktion und gab folgende Erklärung ab: »Wir nennen uns identitär, weil es uns um den Erhalt unserer eigenen Identität geht – das hat nichts mit Haß auf andere zu tun. Wir glauben nicht, daß eine Kultur besser ist als die andere – wir glauben aber an das Überlebensrecht unserer Kultur. … Wir sind nicht gegen kulturelle Vielfalt, aber wir kritisieren die unbeschränkte Massenzuwanderung nach Europa. Gerade weil wir einen rein positiven Patriotismus vertreten, der nichts mit Verachtung oder Haß, sondern mit Bekenntnis zur eigenen und Achtung der anderen Identität zu tun hat, sind wir identitär und nennen uns auch so. Wir wollen damit vor allem der stillen Mehrheit der Patrioten in unserem Land klarmachen, daß es ihr gutes Recht und ihre Pflicht ist, für unser Land und unsere Identität einzutreten, und daß das nichts mit Extremismus oder Haß zu tun hat, wie Linksextremisten immer behaupten.«

»Dem herrschenden jakobinischen, ultra-republikanischen und desintegrierenden Diskurs stellen wir eine Vision des Menschen entgegen, der in seinen natürlichen und historischen Gemeinschaften verwurzelt ist. Der Begriff einer abstrakten republikanischen Staatsbürgerschaft, ohne Bezug auf die Abstammung, ist das Gegenteil zu unserer Vorstellung einer physischen und verwurzelten Identität. Dem ›Frankreich der Aufklärung‹ ziehen wir die lebendige Wirklichkeit der Identitäten und der Vielfalt der Welt vor.«

Broschüre des »Bloc Identitaire«

All dies brachten die anonymen Aktivisten mit dem Slogan »100% Identität, 0% Rassismus« auf den Punkt, aber natürlich nützte das nichts: »Rassismus« ist bekanntlich Definitionsfrage, und dieser Hexenhammer ruht fest in der Hand der Linken, die verfügt haben, daß genau dasselbe Prinzip in die Kategorie »rassistisch« fällt, das hier »identitär« genannt wird – zumindest wenn es von der sogenannten »Mehrheitsgesellschaft« vertreten wird. Der nächste Schlag kam rund zwei Wochen später aus Frankreich in Form eines Protestvideos, das die Gruppe »Génération Identitaire« ins Netz stellte und das sich schnell zum in mehrere Sprachen übersetzten »viralen« Renner entwickelte. Großaufnahmen von entschlossen und kämpferisch blickenden, »Gesicht zeigenden« jungen Männern und Frauen in stilvollem Schwarzweiß, untermalt von epischer Hollywood-Musik, in dem Sätze fallen wie: »Wir sind die Generation, die ihr Leben riskiert, wenn sie die falsche Person ansieht, eine Zigarette verweigert, oder eine Gesinnung hat, die anderen Leuten nicht gefällt.« – »Wir sind die doppelt bestrafte Generation: dazu verdammt, in ein Sozialsystem einzuzahlen, das so großzügig zu Fremden ist, daß es für die eigenen Leute nicht reicht.« – »Unsere Generation ist das Opfer der 68er, die sich selbst befreien wollten von Tradition, Wissen und autoritärer Erzie-

hung. Aber sie haben es nur geschafft, sich von ihrer Verantwortung zu befreien.« – »Wir glauben nicht mehr, daß ›Khader‹ unser Bruder sein kann, wir haben aufgehört, an ein ›globales Dorf‹ und eine ›Familie der Menschen‹ zu glauben.« – »Wir haben entdeckt, daß wir Wurzeln, Vorfahren und darum auch eine Zukunft haben.« – »Wir erleben 25 % Arbeitslosigkeit, Sozialschuld, Kollaps von Multikulti und eine Explosion des gegen Weiße gerichteten Rassismus.« – »Glaubt bloß nicht, dies wäre nur ein Manifest: dies ist eine Kriegserklärung.«

Eine »Kriegserklärung« also – freilich verspätet, denn der »Krieg« ist längst ausgebrochen. Daß Frankreich rasant auf den demographischen Kippunkt zusteuert, läßt sich ebensowenig leugnen, wie die überwiegend negativen Folgen, die dieser Prozeß mit sich bringt. 2010 erschien das Buch *Les Yeux grands fermés* (»Die weitgeschlossenen Augen«) von Michèle Tribalat vom Nationalen Institut für Demographie (INED) mit Sitz in Paris. Darin stellte die Autorin eine wachsende Tendenz der freiwilligen Segregation der Einwanderungsgruppen fest, verbunden mit dem Aufkommen von ethnischer Aggression gegen Weiße und der Ausbreitung des Islam in den Banlieues, den sie als eine »Bedrohung« einstuft. Eine ehrliche Diskussion dieser Entwicklungen werde durch die »Ideologie des Antirassismus« und den Druck der Meinungsmacher verhindert. Manche Hochrechnungen schätzen, daß bereits jedes dritte Kind, das in Frankreich geboren wird, nichteuropäischer Herkunft ist. Der Schriftsteller Renaud Camus spricht inzwischen offen von einer »Kolonialisierung« Frankreichs und vom »grand remplacement«, vom großen Bevölkerungsaustausch, der mit einem kalten (und manchmal bereits heißen) Bürgerkrieg einhergehe. Auf der Siegesfeier François Hollandes an der Place de la Bastille wurden unter anderem algerische, kamerunische und marokkanische Flaggen geschwenkt, neben roten und regenbogenfarbenen. Jene, die hier ihren Willen zu ihrer eigenen nationalen Identität und ihren Unwillen zur Assimilation bekundet haben, sehen in Hollande offenbar »ihren« Präsidenten. Tatsächlich gaben die Stimmen der moslemischen Wähler den Ausschlag für den Wahlsieg des Sozialisten. Szenen wie diese zeigen jedenfalls, daß auch die »republikanische« Klammer langsam am Bersten ist.



Das Originalvideo der »Kriegserklärung« erhielt im Netz bis dato über 130000 Zugriffe, die deutsche Version zusätzlich etwa 40000. Die Begeisterung, die sich über diverse Blogs, Facebook- und Twitter-Konten artikulierte, war erheblich. Denn was man hier sah, schien recht anschlußfähig zu sein: normale junge Leute, die Dinge aussprechen, die zur Alltagserfahrung Zehntausender gehören, die Positionen artikulieren, denen man sich leicht anschließen kann, ohne irgendeine extravagante Ideologie annehmen zu müssen. Nun breitete sich auch das Symbol der identitären Bewegung schlagartig in der Blogosphäre aus: das griechische »Lambda«, das im alten Sparta die Schilde der Hopliten zierte, populär gemacht durch die Comicverfilmung *300*. Die französische Mutterorganisation, »Bloc Identitaire«, führt zudem einen Eber als Wappentier: darin drückt sich auch der trotzige Stolz der als »Schweinefleischfresser« Beschimpften aus, deren uraltes traditionelles Nutztier in den Augen der Zuwanderer als »unrein« gilt.

Der virtuelle Enthusiasmus bekam erneut Auftrieb, als etwa 100 Aktivisten der »Génération Identitaire« am 20. Oktober 2012 für mehrere Stunden das Dach einer im Bau befindlichen Moschee in Poitiers besetzten und gegen die Islamisierung ihres Heimatlandes protestierten. Die Wahl der Stadt war natürlich kein Zufall. Hier schlug Karl Martell im Oktober 732 eine entscheidende Schlacht gegen die nach Mitteleuropa vordringenden Mauren, die in den Jahrzehnten zuvor bereits die iberische Halbinsel

»Identität bedeutet Übereinstimmung mit sich selbst. Sie ist für den Menschen insofern ein Problem, als seine seelische Stabilität Identität voraussetzt, seine Identität aber keine Selbstverständlichkeit darstellt, sondern dauernden Wandlungen unterworfen ist. Insofern kann sowohl von Identitätsstörung als auch von der Notwendigkeit einer Identitätsfindung gesprochen werden.

Wenn nicht von individueller, sondern von kollektiver Identität die Rede ist, zeigen sich im Prinzip ganz ähnliche Probleme wie beim einzelnen. Obwohl jede menschliche Sozialform ein Selbstverständnis braucht, das den Angehörigen sagt, was das ›Wir‹ ausmacht, kann dessen Identität doch kaum als statisch betrachtet werden, sondern unterliegt Veränderungen, die immer aufs neue die Beantwortung der Frage erzwingen, was denn nun die Identität dieses größeren Ganzen ausmacht.«

Karlheinz Weißmann: *Staatspolitisches Handbuch: Leitbegriffe,* Schnellroda 2010.

erobert hatten. Die Geschichte Frankreichs wie des Abendlandes überhaupt wäre wohl erheblich anders verlaufen, hätten die Franken diesen Kampf verloren.

Die »Occupy Mosque«-Aktion in Poitiers, die staatsanwaltschaftliche Ermittlungen wegen »Eigentumszerstörung, unerlaubter Demonstration sowie Anstiftung zum Rassenhaß« nach sich zog, sorgte in Frankreich für erheblichen Wirbel. Reaktionen kamen von höchster Stelle: Premierminister Jean-Marc Ayrault und Innenminister Manuel Valls (beide Parti socialiste) verurteilten die Aktion als »Bruch des Sozialvertrags und der republikanischen Ordnung«. Sozialistische und kommunistische Politiker, wie immer eifrig engagiert, islamische Interessen zu förden und jeglichen Versuch der Verteidigung des Eigenen zu diffamieren, forderten gar ein Verbot der Gruppe. Rund 250 Artikel erschienen in der regionalen und überregionalen Presse, zumeist mit dem Versuch, die Gruppe als »Nazis« und »Extremisten« zu brandmarken. Ein Bericht auf dem Sender France 3 rückte etwa eine hakenkreuzgeschmückte Netzseite ins Bild, die nichts mit den »Identitären« zu tun hat. Auch die spärlich in den deutschen Sprachraum durchgesickerten Berichte sprachen von »Glatzen« und »Rechtsextremisten«. Der Bürgermeister von Poitiers versicherte der Presse, daß die 7000 in der Stadt lebenden Moslems (das sind bereits rund acht Prozent der Gesamtpopulation) im schönsten Einvernehmen mit dem Rest der Bevölkerung leben würden.



Auf ihrer Netzseite wies »Génération Identitaire« auf pikante Hintergründe hin: Der tunesische Imam von Poitiers, der die Aktivisten als »Fanatiker« bezeichnete, sei Mitglied der UOIF (Union der islamischen Organisationen Frankreichs) und stünde der Moslembruderschaft sowie der islamistischen Bewegung Ennahda in Tunesien nahe. Premierminister Ayrault habe während seiner Amtszeit als Bürgermeister von Nantes einem moslemischen Kulturzentrum 200000 Euro Subvention zukommen lassen, das ebenfalls von der UOIF geleitet werde. Und diese habe auf ihren Kongressen des öfteren Redner eingeladen, die zur Tötung von »Ungläubigen«, Juden und Homosexuellen sowie zur Eroberung Europas aufriefen. Nicht nur hier werde mit zweierlei Maß gemesssen. Dieselbe Presse, die nun die Identitären verdammt, habe eben noch die Gruppe »Pussy Riot« hochgejubelt und ihren Auftritt in der Moskauer Christ-Erlöser-Kathedrale zum legitimen Protestakt verklärt. Es gebe aber einen wichtigen Unterschied: Während die »Pussies« einen Gottesdienst im Inneren der Kirche gestört hätten, seien die identitären Aktivisten nur auf das Dach einer Baustelle geklettert. In der Art, wie die Aktion der Gruppe und ihre politischen Ziele von den Medien niedergeknüppelt wurden, sehen die Identitären ein Zeichen von »Angst« und ein Symptom für den Verfall des Systems.

Ihre zentralen Forderungen, die von den Medien freilich eher verschwiegen werden, lauten so: »Wir wollen keine außereuropäische Einwanderung mehr und lehnen den Bau einer weiteren Moschee auf französischem Boden ab. Seit den ersten afrikanischen Einwanderungswellen und dem 1974 beschlossenen Gesetz zum Familiennachzug wurde unser Volk kein einziges Mal danach gefragt, mit welchen Bevölkerungsgruppen es zusammenleben will. … Die Masseneinwanderung hat unser Land radikal verändert: Laut der letzten Studie des INSEE (staatliches Statistikamt) haben 43 Prozent der 18- bis 50jährigen im Ballungsraum Paris einen Migrationshintergrund. Ein Volk kann sich von einer Wirtschaftskrise oder einem Krieg erholen, aber nicht von einem Bevölkerungsaustausch: Ohne Franzosen gibt es auch kein Frankreich mehr. … Das ist eine Überlebensfrage: darum hat jedes Volk das unabdingbare Recht, selbst zu entscheiden, ob und wie viele Fremde es aufzunehmen wünscht. Da uns dieses Recht verweigert wurde und unsere Generation dafür auf der Straße bezahlen muß, in ständiger Konfrontation mit dem Gesindel, das uns einschüchtern will, sagen wir: Es reicht, wir weichen

nicht mehr zurück! … Wir verlangen eine Volksabstimmung über die Einwanderung und die Errichtung islamischer Kultstätten in Frankreich. Wir werden nicht das Feld räumen, solange man uns nicht gehört und unsere Forderungen erfüllt hat. … Wir rufen alle jungen Europäer auf, ihr Schicksal in die Hand zu nehmen und sich der Vorhut der aufrechten Jugend anzuschließen. Ganz Europa möge unseren Ruf hören: Hier und jetzt wollen wir die WIEDEREROBERUNG!«

Dem Ruf zum alljährlichen Gipfeltreffen des »Bloc Identitaire« in die kleine Stadt Orange im südfranzösischen Bezirk Vaucluse, die seit 1996 von dem rechtskonservativen Bürgermeister Jacques Bompard regiert wird, folgten am 3./4. November dennoch nur rund 500 Besucher. Auch nach zehn Jahren Aktivität ist die Gruppe unter dem Vorsitz des 41jährigen Fabrice Robert eher eine Randerscheinung der französischen Rechten. Der Front National bleibt auf Distanz, und dessen Jungstar, Marion Maréchal-Le Pen, sagte kurzfristig ihren Besuch ab. Fern blieben auch Vertreter der ebenfalls geladenen FPÖ, und der flämische Vlaams Belang sendete lediglich ein »Grußwort« der Abgeordneten Hilde de Lobel. Allein von der italienischen Lega Nord war ein Abgesandter erschienen, der sich mit ein paar ungeschickten Statements hervortat, die zum gefundenen Fressen für die Presse wurden: Sie schoß sich auf diesen eher belanglosen Auftritt ein.

»Ein ›Rassist‹ ist heute jeder, der sich der Partei der Devoten entgegenstellt, weil er jedem seine Einzigartigkeit zurückgeben möchte, ohne Urteil und Hierarchie der Werte, aber doch zuweilen mit ethnischen, also kulturellen Präferenzen und dem Widerwillen, Handtücher und Servietten vermischen; der jeden auf seinem natürlichen Ort erhalten will, im Gegensatz zu den Predigern der globalistischen Ideologie.«

Richard Millet: *De l'antiracisme comme terreur littéraire,* Paris 2012.

Der Kongreß selbst diente eher der Einschwörung als der Theoriebildung, mit viel Flaggenschwenken, Zurufen aus dem Publikum, kollektiv skandierten Parolen, emotionalisierenden Filmvorführungen und einem Rockkonzert am Abend, unter anderem mit der Szeneband »Hotel Stella« und dem »Musica Alternativa«-Veteranen Gabriele Marconi. Die Teilnehmer waren in der Mehrzahl jung, männlich, leger gekleidet, mit einer beträchtlichen Anzahl von Meinungshemden. Thorshammer-Träger mit offensichtlichem Metal-Hintergrund hatten hier Burgfrieden mit kreuzbewehrten Katholiken geschlossen, und vereinzelt fanden sich auch öko-alternativ angehauchte Gestalten mit Cordhosen und langen Röcken. Die »Stars« dieses Wochenendes waren freilich die anwesenden Veteranen der »732«-Aktion von Poitiers, geadelt durch gelbe »Ich war dabei«-T-Shirts. Diese Aktion wurde wieder und wieder per Film- und Fotoaufnahmen mit dramatischer Musik beschworen, die Botschaft verkündend: Wir schaffen uns hier unsere eigenen Legenden und Heldentaten, sei auch Du dabei, hol' auch Du Dir den Ritterschlag! In der Selbstpräsentation wird, wie auf einen unnötigen Ballast, auf Abgrenzungen und Distanzierungen ebenso verzichtet wie auf Anbiederungen und Anpassungen an den politischen Mainstream. Ein Besucher von der österreichischen Gruppe »W.I.R.« (Wiens identitäre Richtung) berichtet auf blauenarzisse.de: »Auch bei steigender Feierlaune und nach einigen geleerten Weinflaschen bleibt das Verhalten der jungen ›militants‹ tadellos. Die identitäre Strömung ist keine Biedermann-Maske für den Tag, hinter der nachts die Szenefratze zum Vorschein kommt. Das wird uns spätestens jetzt klar. Man habe in den letzten Jahren einen radikalen inneren ›Reinigungsprozeß‹ durchgezogen und unbelehrbare Personen ausgeschlossen, erzählt ein Mitglied der Génération Identitaire zufrieden. Seitdem klappe alles besser, und die Bewegung sei erfolgreicher.«

Die Autoren, die sich auf den Büchertischen finden, sind alte Bekannte: etwa der Vordenker der Nouvelle Droite, Alain de Benoist, oder ihr populärster Häretiker, Guillaume Faye, aber auch Jean Raspail, Renaud Camus oder Richard Millet. Was die Absage an den Mainstream betrifft, so fällt der geradezu polemische Verzicht auf die Trikolore auf – diese wird als Symbol für die Republik abgelehnt, die »das Vaterland verraten« habe (Raspail). Dem stellen die Identitären eine wahrhaft »bunte« Vielfalt der Flaggen der historischen französischen Provinzen entgegen, unter die sich nun das schwarze Lambda auf gelbem Grund (oder wahlweise umgekehrt) mischt. Ist all dies nun attraktiv genug, um frischen Wind über den Rhein zu bringen und auch hierzulande Graswurzelbewegungen anzustoßen? Die politischen Zwänge, Hürden und Sensibilitäten, die einer »identitären« Rechten entgegenstehen, wirken sich in Deutschland wohl um einige Grade unerbittlicher aus als in Frankreich – andererseits ist die demographische und soziale Lage noch bei weitem nicht so verschärft wie dort. Bleibt also die Frage, ob ein Konzept, das in Frankreich zumindest im Aufwuchs zu sein scheint, in Deutschland »Übersetzer« finden kann, beschlagene Aktivisten also, die über Partypatriotismus und Ghettoblastergehopse hinausgehen wollen.

Islamkritik – Leitideen und Einwände

von Karlheinz Weißmann

Vor einigen Jahren machte in Rußland der Roman *Moschee der Notre-Dame von Paris* Furore. Die Autorin, Jelena Tschudina, schildert in dieser Dystopie das Europa des Jahres 2048: von der Dynastie der Wahhabiten beherrscht, die den letzten Papst zur Abdankung gezwungen und die Scharia eingeführt haben. Die Überlieferung des Abendlandes ist zu diesem Zeitpunkt längst zerstört, seine Kunstwerke vom moslemischen Mob geschändet, seine Musik verboten, der Vatikan in eine Müllkippe verwandelt. Die neuen Herren haben die Ureinwohner auf den Status von Fellachen herabgedrückt und nehmen sich deren Töchter als Nebenfrauen. Natürlich können die technologischen Standards nicht gehalten werden, lediglich die Türken sorgen für das Funktionieren eines Restes an Infrastruktur, obwohl die übrige Welt »Eurabia« isoliert hat. Die letzten Christen werden in Ghettos zusammengedrängt, gelegentlich wird der eine oder andere herausgezerrt und zwangsweise bekehrt. Vor dem Triumphbogen in Paris steinigen die Gläubigen Ungläubige, die noch Meßwein versteckt halten, und Notre-Dame ist, wie die Hagia Sophia von Konstantinopel, in eine Moschee umgewandelt.

Den Christen bleibt nur noch ein Rückhalt. Jenseits des »grünen Vorhangs«, in Rußland, ist ein starker – auf Nation und Glauben fußender – Staat entstanden. Von hier kommt auch Hilfe für den christlichen Untergrund im Westen, lefebvristische Partisanen, die gegen die Besatzer aus dem Orient den bewaffneten Kampf aufgenommen haben. Mit russischer Hilfe besetzen sie noch einmal die ehrwürdige Notre Dame, zelebrieren die alte Messe in lateinischer Sprache und sprengen sich dann mit dem geschändeten Heiligtum in die Luft.

Der Roman von Jelena Tschudina ist offenbar in keine westliche Sprache übersetzt worden, aber als die ersten Berichte darüber kursierten, gab es auf praktisch jeder islamkritischen Seite Hinweise und Kommentare. Der Grund dafür liegt auf der Hand: Hier wird genau jene Schrekkensvision ausgemalt, die jeden umtreibt, der den Islam als Feind betrachtet. Zugegeben: Das ist vereinfacht gesprochen, denn die Islamkritiker bilden keine homogene Größe, auch wenn die Gegenseite immer wieder meint, summarisch von »Antiislamismus«, »antimuslimischem Rassismus« oder »Islamophobie« sprechen zu können. Tatsächlich sind die Motive von Christen, Juden, Konservativen, Liberalen, enttäuschten Linken, Völkischen und Identitären durchaus verschieden. Andererseits wird man zugeben müssen, daß sich in ihren Büchern, Aufsätzen und Netzforen bestimmte Argumentationsfiguren finden, mit denen man sich auseinandersetzen muß, wenn man einschätzen will, ob ihre Feindbestimmung tragfähig ist oder nicht.

Im wesentlichen handelt es sich um fünf Leitideen, die regelmäßig wiederkehren:

1. Das Problem ist der Islam

Während die offizielle Linie gewöhnlich darauf hinausläuft, die Konflikte mit der islamischen Welt auf andere Ursachen – soziale Verwerfung, Entfremdung, Rassismus, Unterentwicklung – zurückzuführen und das Selbstverständnis der Moslems als Opfer zu akzeptieren, beharren Islamkritiker darauf, daß der Islam selbst die Ursache der Probleme und Täter sei. Noch gemäßigt argumentiert Ralph Giordano, wenn er feststellt: »… der politische und militante Islam ist nicht integrierbar, aber auch der ›allgemeine‹ jenseits davon ist problematisch genug.« Häufiger wird darauf hingewiesen, daß der Islam prinzipiell gleichbedeutend sei mit Unterdrückung und Gewalttätigkeit, daß seine Theorie wie seine Praxis dafür immer neue Beweise lieferten, daß in den islamisch geprägten Staaten nirgends Rechtsregeln wie in den westlichen gelten würden und daß die Aufnahme moslemischer Zuwanderer in Europa daran scheitere, daß sie unfähig seien, von den zentralen Vorgaben ihrer Religion loszukommen. Viele Islamkritiker beschränken sich darauf, dem Islam ein Entwicklungsdefizit vorzuwerfen, das im Prinzip aufholbar sei, wenn er die Anpassungsbemühungen verstärke und sich konsequenter am Westen ausrichtete. Geert Wilders steht aber auch nicht allein, wenn er – in seinem Film *Fitna* – den Koran mit Hitlers *Mein Kampf* vergleicht oder man auf dieser Seite vom »Islamofaschismus« spricht.

Einwand: Ohne Zweifel wird hier ein entscheidender Sachverhalt richtig gesehen und der Neigung, die Probleme aus der Welt zu schaffen, indem man sie umdeutet oder verschleiert, entge-

gengewirkt. Aber es gibt unter Islamkritikern eine überstarke Neigung, den Islam von seinen normativen Vorgaben her zu interpretieren.
Aber auch hier besteht wie sonst auf der Welt eine Diskrepanz zwischen Vorschrift und Alltagsrealität. Faktisch waren die Vorgaben des Koran oder der islamischen Rechtsregeln nur in bestimmten Epochen in dem Maße und der Totalität bestimmend, die hier als üblicher Fall postuliert werden. Außerdem müßte klarer differenziert werden zwischen der Auffassung, daß der Islam korrigierbar sei, wenn er sich modernisiere und säkularisiere wie das Christentum, und der anderen, daß er das aus prinzipiellen Gründen gar nicht könne. Zwar klingt immer wieder das Motiv des anderen »Kulturkreises« – also einer verhältnismäßig geschlossenen Einheit – an, aber letztlich neigt die Mehrzahl der Islamkritiker doch dem naiven westlichen Entwicklungsdogma zu, demgemäß alle Gesellschaften sich am Muster des Geschichtsverlaufs orientieren (müssen), den England, Frankreich oder die USA genommen haben.

2. Es besteht kein Unterschied zwischen Islam und Islamismus
Üblicherweise wird der Islamismus als eine Variante oder Fehlform des »eigentlichen« Islam verstanden. Diese saubere Trennung von »guten« Moslems und »bösen« Fundamentalisten wird von vielen Islamkritikern als durchsichtiges Bemühen verstanden, eine besorgte Bevölkerung zu beruhigen, die – zu Recht – fürchtet, daß nicht nur islamische Kriegsherren in fernen Weltgegenden eine Bedrohung darstellen, sondern auch ihr arabischer/libanesischer/schwarzafrikanischer/türkischer Nachbar »Schläfer« einer Terrorzelle sein könnte, die Anschläge in unmittelbarer Nähe plant. Diese Besorgnis wird von Islamkritikern grundsätzlich geteilt, die außerdem darauf hinweisen, daß sich äußerlich gut integrierte Moslems oder Konvertiten, die eigentlich im Lande selbst »zu Hause« sind, immer wieder als anfällig für eine Indoktrination erwiesen haben. Deren Erfolg kann man nur erklären, wenn man davon ausgeht, daß Islamisten im Prinzip nichts anderes tun, als den Islam selbst ernst zu nehmen. Eine wichtige Rolle spielt auch bei Bestreiten dieses Zusammenhangs der Verweis auf *taqiyya* , das Recht eines Moslems, Ungläubige zu täuschen.

Einwand: Selbst eine ihrem Gegenstand so kritisch gegenüberstehende Islamwissenschaftlerin wie Christine Schirrmacher beharrt darauf, den Islamismus als eine in erster Linie politische, nicht religiöse, Konzeption zu definieren. Er sei eine »totalitäre Ideologie« mit einem im Kern »utopischen Weltbild« und reagiere auf die Unterdrückung, die Armut und die Not in den Gebieten des Nahen Ostens seit dem Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Angebot eines »ganzheitlichen Islam«, der als Alternative zu europäischer Modernität, Demokratie und Menschenrechten verstanden wurde. Das Potential entsprechender Bewegungen unter Moslems in Europa sieht Schirrmacher durchaus als erheblich an; es müsse auf etwa zehn Prozent der Heranwachsenden taxiert werden. Schirrmacher geht auch auf die Argumentation der Islamkritiker ein, die die Meinung vertreten, daß der Islamismus im Grunde nur praktiziere, was schon der Ur-Islam wollte: die Einheit von Religion und Politik, die Gemeinschaft der Gläubigen in weltlicher und geistlicher Hinsicht unter dem Gesetz der Scharia. Sie weist aber darauf hin, daß die Mehrzahl der Moslems, man könnte hinzufügen: und die Mehrzahl der real existierenden Staatswesen, in denen Moslems lebten und leben, von diesem Konzept weit entfernt sind. Das Spektrum der religiösen Ernsthaftigkeit ist im Islam kleiner als im Judentum und Christentum, aber doch so groß, daß es von einer Auffassung, die die Tradition als unbedingt verbindlich ansieht, bis zu einer Art Kulturislam reicht, der sich kaum an die »Fünf Säulen« hält.



Der vorliegende Text ist ein ergänzter Auszug aus Studie 21, die das Institut für Staatspolitik *unter maßgeblicher Beteiligung von Karlheinz Weißmann und Erik Lehnert erarbeitet hat:*
Ist der Islam unser Feind? Eine Lageanalyse
40 S., geheftet, 5 €
www.staatspolitik.de

3. Es gibt eine Kontinuität der islamischen Aggression
Im Frühjahr 2007 veröffentlichte Bernard Lewis einen aufsehenerregenden Essay unter dem Titel »Die dritte Angriffswelle auf Europa rollt« (Bernard Lewis: *Der Untergang des Morgenlandes. Warum die islamische Welt ihre Vormacht verlor,* Bergisch Gladbach 2002). Gemeint war damit die dritte Angriffswelle der islamischen Expansion, nach der ersten, die von den Arabern, zuerst unter Führung Mohammeds, dann der Kalifen, ausging, und der zweiten, die von den Türken getragen wurde. Die dritte Welle, so Lewis, unterscheide sich von der ersten und zweiten insofern, als sie nicht in Gestalt militärischer Eroberung vor sich gehe, sondern mittels Terror und Einwanderung. Beide Faktoren spielten objektiv zusammen, ohne daß damit behauptet werde, daß jeder Einwanderer ein potentieller Terrorist sei. Als harmlos könne man den Prozeß trotzdem nicht einstufen, und für die Europäer stelle sich die entscheidende Frage: »Ist die dritte Welle erfolgreich? Das ist gar nicht ausgeschlossen. Muslimische Einwanderer haben einige klare Vorteile. Sie haben Glut und Überzeugung, die in den meisten westlichen Ländern entweder schwach sind oder ganz fehlen. Sie sind überzeugt von der Gerechtigkeit ihrer Sache, während wir viel Zeit damit verbringen, uns selbst zu erniedrigen. Sie verfügen über Loyalität und Disziplin, und – was vielleicht am

wichtigsten ist – sie haben die Demographie auf ihrer Seite. Die Kombination von natürlicher Vermehrung und Einwanderung, die enorme Umschichtungen in der Bevölkerungsstruktur hervorbringt, könnte in absehbarer Zukunft zu signifikanten Bevölkerungsmehrheiten in wenigstens einigen europäischen Städten, vielleicht sogar Ländern führen.«

Einwand: Es ist ohne Zweifel so, daß Moslems die Einwanderung von Moslems in Europa als Teil einer Islamisierung oder als Variante des *dschihad* verstehen können, aber dabei ist nicht aus dem Blick zu verlieren, daß die Migration kein Teil einer islamischen Strategie war. Wer als Arbeiter oder als Flüchtling in den Westen ging, tat das aus einer individuellen Motivation, kaum je mit dem Ziel, die *umma* auszuweiten. Daher ist auch immer nur ein Teil der Eingewanderten für radikale islamische Vorstellungen ansprechbar, während sich ein anderer mehr oder weniger stark assimiliert hat und ein dritter in Parallelgesellschaften lebt. Die Islamisierung Europas erweist sich insofern als Nebeneffekt eines Bevölkerungsaustauschs, nicht als Ergebnis einer langfristigen Konzeption. Es soll damit gar nicht bestritten werden, welches Gefahrenpotential in diesem Vorgang liegt, auch nicht, daß vom türkischen Staatsislam bis zu dschihadistischen Gruppen alle möglichen Organisationen sich die Schwäche des liberalen Systems zunutze machen oder daß manches Kind gut assimilierter Einwanderer längst zum inneren Gegner dieses Systems geworden ist, aber die Annahme, es gäbe dahinter so etwas wie einen Masterplan, geht an den Realitäten vorbei.



4. Der Islam bildet eine Einheit

Die Annahme eines besonderen islamischen Gefahrenpotentials bezieht ihre Plausibilität selbstverständlich auch aus der Vorstellung, daß der Islam als Einheit agiere. Soweit diese Annahme nicht auf Ignoranz beruht, spielt vor allem die Geopolitik eine Rolle für entsprechende Argumente. Schon Mitte der 1990er Jahre schrieb der französische Politikwissenschaftler Alexandre del Valle: »Es ist nicht übertrieben oder irreal, die islamischen Gemeinschaften in Europa als exterritorialen Vorposten zivilisatorischer und potentiell politisch-juridischer Art zu betrachten, der mit einem außerhalb liegenden islamischen Block verbunden ist«. Sogar Yves Lacoste, der Herausgeber der einflußreichen geopolitischen Zeitschrift *Hérodote,* teilt diese Auffassung. Lacoste verweist vor allem darauf, daß es für das Terrornetzwerk von Al Kaida möglich war, ein Zusammenspiel zwischen Kommandostellen im Nahen und Fernen Osten und Vorstößen in den westlichen Metropolen zu organisieren und dabei auf die Loyalität ganz verschiedener islamischer Richtungen zu rechnen. Aus der Sicht der Geopolitik erscheinen selbstverständlich auch die Hypothesen Samuel Huntingtons in bezug auf den »Kampf der Kulturen« besonders plausibel (Samuel Huntington: *The Clash of Civilizations – Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert,* München/Wien 1996).

Einwand: Grundsätzlich ist Vorsicht gegenüber der Suggestionskraft der Geopolitik geboten, die mit ihrer Fixierung auf den Raum oft die Zwangsläufigkeit von Prozessen behauptet, die dann die Kontingenz des Historischen zuschanden macht. Unbestreitbar ist jedenfalls, daß die drei Hauptträger der islamischen Renaissance – zuerst die Iraner, dann die Araber, zuletzt die Türken – unterschiedliche Generallinien verfolgen und in einem, gelegentlich zu militärischen Konflikten führenden Konkurrenzverhältnis zueinander stehen. Außerdem wird hier wieder ein Argument der islamischen/islamistischen Seite umgekehrt, die »den Westen« oder »Juden und Christen« oder »Kreuzritter und Zionisten« als feindliche, homogene Größe postuliert, um unter Verweis darauf den Zusammenschluß aller

Moslems zu fordern. Ein Konzept, das aus agitatorischen Gründen naheliegen mag, aber zur Analyse der eigentlichen Gefahrenmomente wenig beiträgt. Tatsächlich ist der Islam seit den Tagen der ersten Kalifen kein Ganzes mehr gewesen, er besitzt keine Kirchenstruktur und keinen Klerus, und es gibt permanent massive Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen islamischen Konfessionen und Fraktionen, was im Grunde ganz der historischen Regel entspricht, daß nur ausnahmsweise eine klare Trennung zwischen Islam und Nicht-Islam existiert.

5. Das Ziel des Islam ist die Islamisierung Europas beziehungsweise der Welt

Wahrscheinlich würde die Mehrzahl der in Deutschland lebenden Moslems die Forderung nach Errichtung einer »Islamischen Republik« ablehnen, aber es bleibt dabei, daß 72 Prozent



der hier lebenden Menschen türkischer Abstammung den Islam als einzig wahre Religion betrachten, daß unter den jüngeren die Zahl derjenigen wächst, die sich für religiös oder streng religiös halten, daß 63 Prozent die Koranverteilung durch die Salafisten befürworten und daß sich fast die Hälfte – 46 Prozent – wünscht, zukünftig in einem mehrheitlich von Moslems bewohnten Deutschland zu leben. Bei den Anschlägen vom 11. September gab es unter Moslems – auch wohlangepaßten, auch verwestlichten – mehr als nur »klammheimliche« Freude. Für die Islamkritik sind das alles Indizien dafür, daß eine Islamisierung von ungeahntem Ausmaß bevorsteht, die teilweise auf friedlichem, teilweise auf kriegerischem Weg vonstatten geht, oder noch knapper: »Der Islam will die Welteroberung« (Egon Flaig).

Einwand: Wenn Sarrazin erklärt, er wünsche nicht, daß das Land seiner »Enkel und Urenkel zu großen Teilen muslimisch ist, daß dort über weite Strecken türkisch und arabisch gesprochen wird, die Frauen ein Kopftuch tragen und der Tagesrhythmus vom Ruf der Muezzine bestimmt wird«, pflichten dem wohl nicht nur Islamkritiker bei. Allerdings stellt sich die Frage, ob man diese Perspektive als realistisch ansehen sollte. Ohne Zweifel wächst die Zahl der Moslems in den Ballungszentren nicht nur Deutschlands, sondern auch Europas teilweise dramatisch. Aber die meisten Prognosen gehen davon aus, daß dieser Prozeß in absehbarer Zeit zum Stillstand kommt und dann auf einem mehr oder weniger hohen Niveau stagniert, daß aber der Bevölkerungsanteil der Moslems in Europa auch im Jahr 2030 lediglich acht Prozent (anstelle der heutigen sechs Prozent), in Deutschland 8,6 Prozent (anstelle der heutigen sechs Prozent) betragen wird. Das hängt wesentlich mit der fallenden Geburtenrate in moslemischen Familien zusammen. Allerdings bleibt es dabei, daß in einigen Ländern – wie Großbritannien, Frankreich oder Schweden – die moslemische Gruppe deutlich stärker wachsen wird. Daß es keinen Grund zur Entspannung gibt, hat aber vor allem damit zu tun, daß man die Altersstruktur in den Blick nehmen muß. Es gibt eine starke Fraktion junger, vor allem junger männlicher Moslems, den sogenannten *youth bulge,* ausgestattet mit einer »Hyperidentität« (Christopher Caldwell); es gibt die regionale Konzentration, vor allem in den Metropolen; es gibt die Möglichkeit weiterer massiver Zuwanderung – etwa infolge der Assoziierungsabkommen der Europäischen Union und der nordafrikanischen Länder; und es gibt überhaupt das Problem der Bildung ethnischer Brükkenköpfe (Christopher Caldwell: *Reflections on the Revolution in Europe,* London 2010).

Wenn man eine Bilanz in bezug auf die Analysen der Leitideen der Islamkritik formuliert, fällt das Ergebnis zwiespältig aus. Es ist sicher so, daß hier von einigen Personen und Gruppen unter Inkaufnahme erheblicher Schwierigkeiten, wenn nicht der Gefährdung von Leib und Leben, ein Problem angesprochen wird, das angesprochen werden muß. Es ist außerdem so, daß nicht sie, sondern die politisch-mediale Klasse, die Helferindustrie des Multikulturalismus, die Moslemflüsterer, professionellen Beschwichtiger und Appeaser den Ton angeben und alles tun, um die Öffentlichkeit unter das Diktat des »Zusammen leben« zu stellen. Aber das alles genügt doch nicht, um von den Schwächen eines Konzepts abzusehen, das im Grunde unpolitisch ist, weil es seine Feinderklärung gegen eine Größe richtet, die als solche gar nicht existiert: der Islam. Feind kann aber nur sein, wer, mit Carl Schmitt, als eine »der realen Möglichkeit nach kämpfende Gesamtheit von Menschen« auftritt (Carl Schmitt: *Der Begriff des Politischen,* Text von 1932 mit einem Vorwort und drei Corollarien, Berlin 1979). Und das ist nicht der Fall. Insofern bindet die Islamkritik, soweit sie das und nichts anderes ist, fatalerweise Kräfte, die an anderer Stelle eingesetzt werden müßten: zur Bekämpfung des weißen Masochismus und eines Establishments, das sich seiner bedient; vor allem aber zur Stärkung der nationalen und europäischen Identität.

Kreuzzug und Dschihad in der Realpolitik

von Stefan Scheil

Aufgeregte Debatten über den Islam gehören mittlerweile zum Alltagsbild. Sie werden nicht nur von Thilo Sarrazin oder auf dem publikumsträchtigen Blog *politically incorrect* geführt. Der Publizist Manfred Kleine-Hartlage (Autor der *Sezession* und der *Jungen Freiheit*) hat über den Islam einen zugespitzten Band mit dem Titel *Das Dschihad-System* veröffentlicht, und der Autor dieses Beitrags hat in der *Jungen Freiheit* auf die »Männer vom Arat« hingewiesen, die im *Trompeter von Säckingen* bereits Mitte des 19. Jahrhunderts zukunftsgewiß ihr Glas auf ein Leben am Rhein gehoben haben. Sie seien mittlerweile im Land angekommen und würden sich gegenüber der »Germanenpolizei« aggressiv gebärden, was sie gerade bei einem Kulturfest in Mannheim getan hatten.

Allen diesen Debatten liegen die Annahme und die aktuelle Erfahrung zugrunde, Moslems bzw. die Völker moslemischen Glaubens seien eine dynamische, gewalttätige Kraft und deswegen eine reale Bedrohung. Sich über diese Bedrohung Gedanken zu machen, ist sowohl legitim wie notwendig. Legitim und notwendig ist es aber auch, sich zur Selbstvergewisserung ein paar Gedanken über die Vergangenheit und die gegenwärtige Außenwirkung des »aufgeklärt«, aber offiziell immer noch christlichen Westens auf die islamische Welt zu machen. Was der eine oder andere über »Geschichte« zu wissen glaubt, spielt ja immer eine Rolle. Da hat sich das Bild verschoben. Noch vor wenigen Jahrzehnten galt die moslemische Welt im Westen unbestritten als ein Sinnbild von Verschlafenheit: intellektuell, politisch, wirtschaftlich und selbst demographisch. Es ist zum Beispiel noch keine hundert Jahre her, daß die liberale italienische Regierung Teile von Kleinasien, also der heutigen Türkei, forderte, um den italienischen Bevölkerungsüberschuß dort unterzubringen.

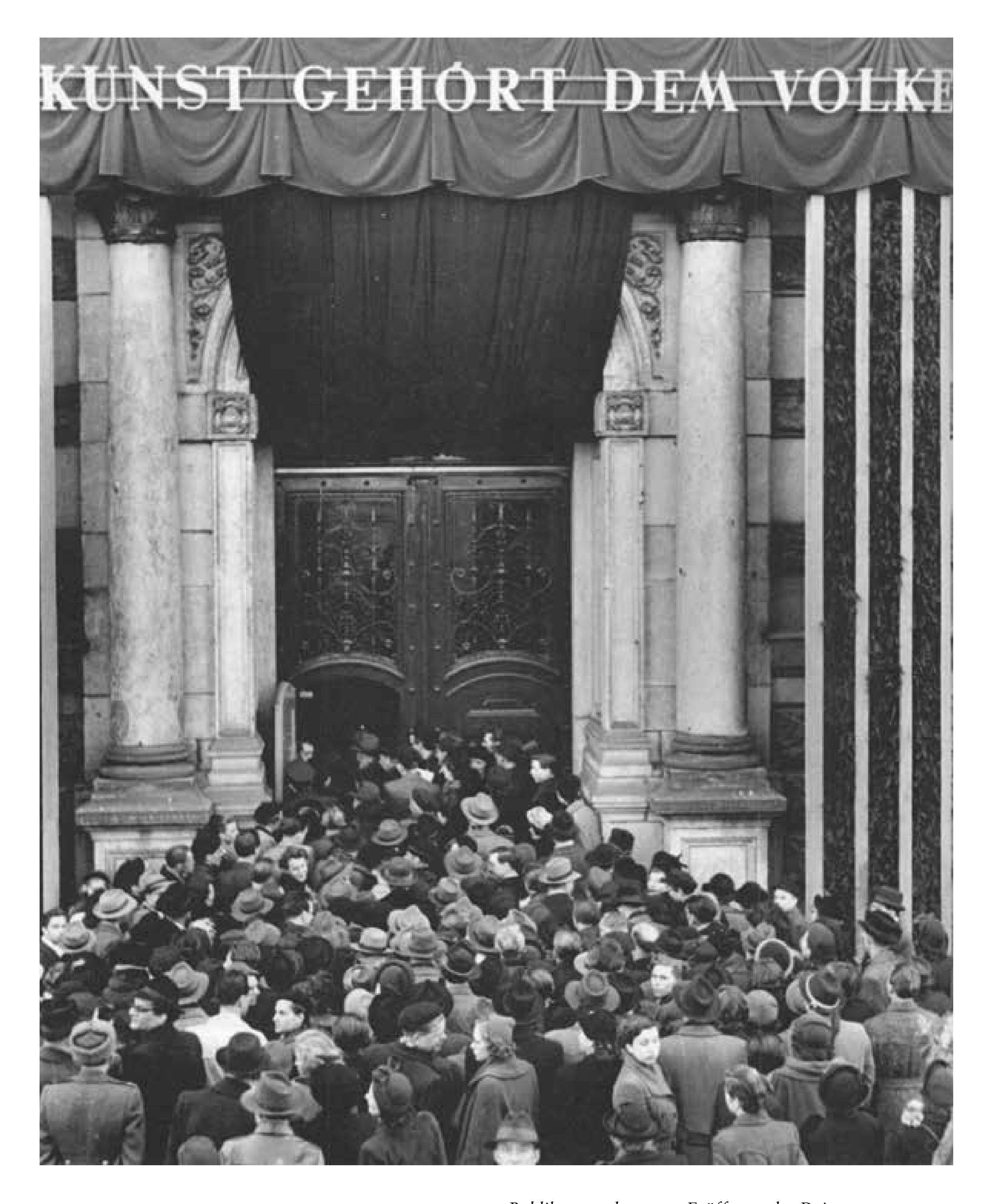
Auf solche Zusammenhänge gilt es hinzuweisen. Das Amt des Historikers schließt zwar nicht den Eingriff in aktuelle politische Debatten darüber ein, »was wir tun sollen«. Über diese Frage können Historiker von Berufs wegen keinesfalls besser urteilen als andere. Es schließt aber sehr wohl die Verpflichtung mit ein, gewagte Vergangenheitsdeutungen in Zweifel zu ziehen, die in aktuellen Debatten für politische Zielsetzungen eingesetzt werden. An erster Stelle führt dies zu einer Erinnerung daran, wie komplex Geschichte immer verläuft. Gerade anhand von vielgenannten Punkten wie bei den islamischen Feldzügen in Richtung Wien in der frühen Neuzeit läßt sich das illustrieren.

Das mehrfache Auftauchen der Osmanen vor der Residenz des Kaisers läßt sich nicht als bloße Konsequenz moslemischer Eroberungssucht interpretieren. Sie folgten regelmäßig einer Einladung des Königs von Frankreich, der sich davon Unterstützung in seinen Dauerfeldzügen gegen die Habsburger und das Reich deutscher Nation versprach. Im 16. Jahrhundert war es der gescheiterte französische Kaiserkandidat Franz I., der sich »gegen die gesamte Christenheit mit der Türkei verbündete, weil die Interessen Frankreichs dies und nichts anderes verlangten«, wie man sich im französischen Parlament noch in den 1930ern stolz erinnerte. Auch »1683« wurden zwar die Türken geschlagen. Als Preis für sein Stillhalten im Rücken der Kaiserlichen verlangte Sonnenkönig Ludwig XIV. aber unter anderem die Abtretung Straßburgs.

Mit Blick auf den Islam und überhaupt die neuere Weltgeschichte führt eine Analyse dann im weiteren zu einer Vergewisserung der eigenen Stärke aus vergangenen Zeiten. Die Vergangenheit des christlichen Abendlands stellt eine gewaltige Erfolgsgeschichte dar. Aus dem christlichen Landstreifen, der auch nach »732«, dem Sieg über die moslemischen Heere bei Poitiers, nur noch eine schmale Diagonale von Irland über Frankreich bis nach Griechenland bildete, wurde eine erdumspannende Glaubensgemeinschaft. Begleitet wurde die gewaltige Erfolgsgeschichte allerdings von unzähligen gewalttätigen Erscheinungen, die nun ihrerseits die Grundlage für eine antichristliche Polemik bilden könnten, der wir hier einmal etwas Raum geben wollen.

Was also könnte etwa ein Moslem dem Christentum entgegenhalten, oder anders gefragt: Welche Religion will eigentlich mit Gewalt die Welt erobern? Wer respektiert Verträge mit – aus seiner Sicht – Un-Gläubigen nicht? Können Christen und Liberaldemokraten mit Grund von einseitiger Gewalt auf moslemischer Seite sprechen?

Gründe für eine gegenteilige Ansicht lassen sich in lockerer Auswahl aus der Geschichte ziehen. Es ist ein Versuch, sich in die Gegenseite



Publikumsandrang zur Eröffnung der Dritten Deutschen Kunstausstellung 1953 in Dresden

Zukunftsfreude

1999 hatte jene Teilausstellung der Mammutschau »Aufstieg und Fall der Moderne« für einen Skandal gesorgt, die in Weimar über 500 Bilder »Ostkunst« präsentierte. In der »Mehrzweckhalle« (unter Hitler geplant, in der DDR vollendet, heute als »Atrium« benanntes Einkaufszentrum ein einzigartiger baulicher Schandfleck in der Kulturmetropole) hatte man dicht an dicht Ostzonenktisch neben Dissidenzkunst gehängt. Ein Massenspektakel, das durchaus an die NS-Propagandaschau über »Entartete Kunst« erinnern konnte. Neo Rauch, so schilderte damals der *Spiegel,* wollte sein Bild keinesfalls sehen in »diesem Internierungslager für Kollaborateure«. »Verschanzen Sie sich nicht hinter Ordnungshütern«, soll er dem Kurator gedroht haben, »das machen wir unter uns aus, vor meinem Bild, Mann gegen Mann«.

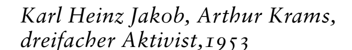
Nun hängt wieder ein Neo-Rauch-Frühwerk unter vielen anderen in Weimar. Die DDR samt ihrer Zwänge und Utopien ist mittlerweile vom grad noch präsenten Gestern ins bereits enkelhafte Vorgestern gerückt. Eine Eskalation ist nicht zu befürchten. Die aktuelle Schau »Abschied von Ikarus« möchte mit größtenteils aus Depots gehobenen Werken das »Verhältnis von



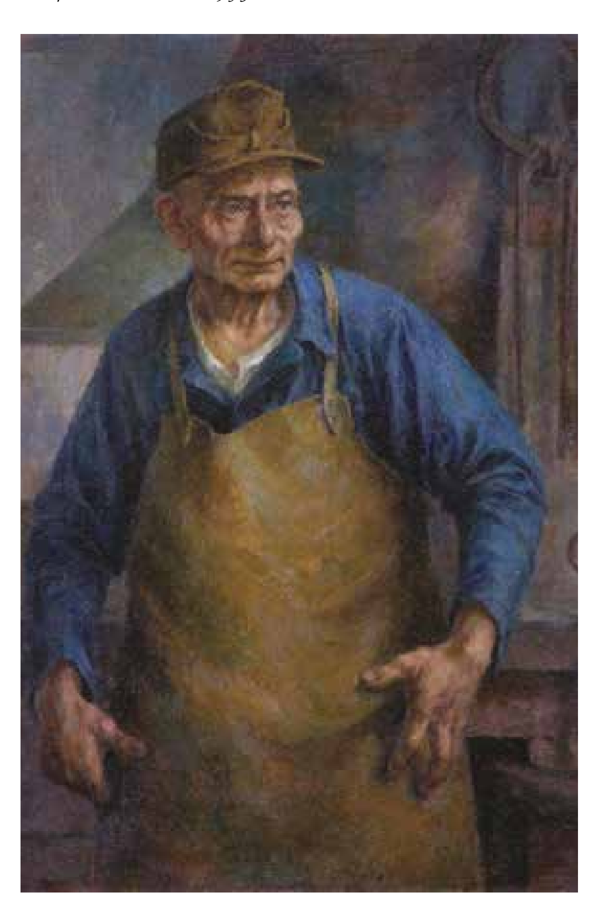
Otto Nagel, Junger Maurer (Maurerlehrling Wolfgang Plath), 1953



Willi Neubert, Stahlwerker II, 1968



Karl Heinz Jakob, Arthur Krams, dreifacher Aktivist,1953



utopischem Anspruch und sozialistischer Wirklichkeit« spiegeln. Daß sie in der Wertung vage bleibt, liegt in der Vagheit des künstlerischen Ausdrucks begründet, dem das Schaffen unter diktatorischen Bedingungen unterliegt. Eminent sehenswert sind einige DEFA-Produktionen und Dokumentationen aus dem DDR-Staatsfunk, die im Neuen Museum Weimar auf Monitoren angeschaut und -gehört werden können. In feuilletonistisch-pädagogischem Stil werden da Schaustücke etwa der Dritten Deutschen Kunstausstellung in Dresden (1953) gelobt und gegeißelt: Hier tritt der vaterländische Einigkeitsglaube des Künstlers mustergültig hervor! Dort hingegen fehlt jeder Optimismus und Fortschrittswille!
Ab 1959 sollte der sogenannte Bitterfelder Weg die Ära einer sozialistischen Massenkultur einläuten. Künstler begaben sich in die niedere Produktion, Arbeiter wurden aufgefordert, zu Feder und Pinsel zu greifen. Als Ziel stand ein »realistisches«, dabei fraglos zukunftsfreudiges Abbild der »künstlerisch-ästhetischen Bedürfnisse der Werktätigen«. Walter Ulbricht hatte gefordert: »In Staat und Wirtschaft ist die Ar-



Hans Grundig, Jugenddemonstration II, 1951

beiterklasse der DDR bereits Herr. Jetzt muss sie auch die Höhen der Kultur stürmen und von ihnen Besitz ergreifen.« Ja, die Bilder stehen großteils unter dem Signum der verordneten wie auch der empfundenen Solidarität. Wie grau oft die Gesichter, wie opulent die Tränensäcke, wie schlecht sitzen die Anzüge! Teils sind die Bilder uneingeschränkt affirmativ wie Otto Nagels Junger Maurer. Hier tritt einer nur auf Zuruf kurz heraus aus dem Großen Ganzen, das es in aller Monumentalität zu schaffen gilt. Seine Gesichtszüge sind markant, sein Blick wach, die Hände kräftig – wie übrigens in vielen Bildern die mächtigen Hände und Arme dominieren –, er will gleich zurückkehren dorthin, wo er gebraucht wird als Rädchen im schaffenden Getriebe. War es wesentlich anders ein Jahrzehnt zuvor?

Ohne individuelle Beglaubigung kommt Walter Dötschs EK Bitterfeld aus. »Chemie bringt Brot – Wohlstand – Schönheit«, proklamierte Ulbricht, insofern stand Dötschs Gemälde, das uns heute die Augen reiben läßt, damals als progressive Verheißung. Wolfgang Peukers buntes Bild »An der Außenwand« zeigt eine Baubrigade in Jeans. Mag sein, daß jene Männer, die hier eine Wand errichten, genauso in der Lage wären, Beton einzureißen. Womöglich aber wandeln sie immer noch auf dem Bitterfelder Weg – und nach der Schicht schreibt der Langhaarige ein Poem nieder, der grüne mit dem melancholischen Mund komponiert eine Symphonie, während der schmallippige Karohemdträger ein Drama inszeniert. Wir können es nur ahnen.

Die Präsentation im Neuen Museum Weimar (noch bis zum 3. Februar 2013) wird begleitet von zwei Ausstellungen im Angermuseum Erfurt (»Tischgespräch mit Luther. Christliche Bilder in einer atheistischen Welt« und in der Kunstsammlung Gera »Schaffens(t)räume. Atelierbilder und Künstlermythen in der ostdeutschen Kunst«, die weitere künstlerische Aspekte beleuchten.

Bilder: Aus dem Ausstellungskatalog *Abschied von Ikarus. Bildwelten in der DDR – neu gesehen,* hrsg. von Karl-Siegbert Rehberg u.a., Köln: Verlag der Buchhandlung W. Köbig 2012. 440 S., 34.80 €

Wolfgang Peuker, An der Außenwand, 1974/75

Walter Dötsch, EK Bitterfeld, 1959



Kreuzzugsrhetorik in anderem Zusammenhang: Christliche Nationen vereint gegen das »barbarische« Kaiserreich, französische Kriegspropaganda, Erster Weltkrieg

hineinzuversetzen, wie er spätestens seit Lichtenbergs »Der Amerikaner, der den Kolumbus entdeckte, der machte eine schreckliche Entdekkung« zu den Selbstverständlichkeiten gehören sollte. Seien wir also der »Anwalt der Gegenseite« und sagen folgendes, auch mit Blick auf Deutschland und die Reste Germaniens:

- »Es war nicht der Islam, der als fremde Religion nach Deutschland und ins übrige germanische Europa kam und erst mit Gewalt durchgesetzt wurde.
- Nicht der Islam hat alle damals existierenden heiligen Stätten und Artefakte in Deutschland und Skandinavien zerstört und/oder mit eigenen Kultplätzen überbaut.
- Nicht der Islam hat die Teile der sächsischen und alemannischen Eliten (später weiter östlich auch slawische) getötet, die sich dieser Entwicklung nicht beugen wollten.
- Nicht der Islam hat jahrhundertelang dafür gesorgt, daß das Göttliche in Deutschland offiziell nicht in der Landessprache angesprochen werden konnte.
- Nicht der Islam hat in Deutschland und ganz Europa Zehntausende Menschen bei lebendigem Leib verbrannt, die ihm religiös verdächtig schienen.
- Nicht der Islam hat in immer neuen Kreuzzügen nach außen und innen (etwa gegen die Katharer) jede religiöse Abweichung blutig unterbunden.
- Es war das Oberhaupt der Christen, das im Vertrag von Tordesillas die gesamte Welt – auch den damals noch unbekannten Teil – unter christlichen Staaten aufgeteilt und vielfach den Anspruch auf absolute Weltherrschaft erhoben hat.
- Es waren Christen, die in den letzten Jahrhunderten mit Nord- und Südamerika und Australien gleich drei Kontinente durch Eroberung zu ihrer religiösen Sphäre hinzugefügt haben, unter kompletter Umvolkung und weitgehender Ausrottung der bis dahin dort existierenden Völker und Kulturen.
- Keine islamische Bedrohung hat die christlichen Heere im 19. Jahrhundert dazu gezwungen, in Zentralasien, Nord-Ostafrika und Indien einzurücken und dabei Hunderttausende Moslems zu töten.
- Nicht der Islam hat Europa erobert und in koloniale Abhängigkeit gebracht, sondern christliche Staaten haben fast die ganze islamische Welt erobert und vor knapp hundert Jahren nach Gutdünken aufgeteilt.
- Es sind vier christliche, also mehrheitlich von Christen bewohnte und von Christen regierte Staaten und ein atheistischer, die heute im Weltsicherheitsrat der Vereinten Nationen den Anspruch erheben, über dem internationalen Recht zu stehen, kein moslemischer.
- Ist es nicht so, daß der Kreuzzug des Christentums und der ›westlichen Werte‹ gegen den Rest der Welt seit 1400 Jahren jeden Tag seine Opfer fordert und keine Grenzen anerkennt? Muß man nicht vom Kreuzzugs-System sprechen?«

Damit endet diese Polemik eines moslemischen »Anwalts der Gegenseite«, die zuerst als Netzbeitrag im Blog der *Jungen Freiheit* erschienen ist. Obwohl eigentlich klar ausgesprochen war, daß meiner Auffassung nach eine islamische Gefahr real ist und es sich bei der vorgetragenen Gegenargumentation a) nicht um einen ob-

jektiven, sondern um einen parteiischen Beitrag handelte, der b) auch nicht meine Meinung (und keine Redaktionsmeinung) wiedergab, sondern die eines fiktiven Moslems, hat der Krach sich daraufhin breite Bahn gebrochen. Neben etlichen niveauvollen Beiträgen war vielfach verbale Inkontinenz inbegriffen, insbesondere auf *politically incorrect,* wo man dem Autor ziemlich unverblümt allerhand körperliche Negativerfahrungen an den Hals wünschte. Anderorts bezeichnete man gar seine Ermordung als wünschenswert. Das ist besonders apart in einer Szene, die sich nicht genug über wirkliche und angebliche islamische Gewalt ereifern kann.

Das Problem scheint darin zu bestehen, daß die Islamkritik sich zusehends in den klassischen Mustern aus Angst, Halbwissen und politischem Willen verliert, wie man sie auch aus ganz anderen Zusammenhängen kennt. Da fällt etwa ständig das Stichwort der islamischen *taqiyya.* Das bedeutet, kurz gesagt, Moslems hätten angeblich die Erlaubnis, Nichtmoslems zu belügen, zu berauben oder zu hintergehen, sich harmlos zu stellen, solange es ihnen nützt. Fremde sind das also und bleiben es auch, denen man nicht trauen kann und bei denen jedes Wort gelogen sein kann. Gemeint sind prinzipiell alle Moslems.

Das hat man in anderem Zusammenhang schon einmal gehört, von Berufs wegen. Es ist ja einer der Klassiker der antijüdischen Agitation seit dem Aufkommen der antisemitischen Bewegung im 19. Jahrhundert gewesen. Die Behauptung, daß »der Eid eines Juden« nichts wert sei, daß Juden sich als Teil ihrer Gemeinschaft gegenüber Christen weder an Gesetze noch an Verträge noch an gegebene Ehrenwörter halten müßten, war eins ihrer zentralen Elemente. Damit hat man sich in einer damals überschaubaren und politisch eher unwichtigen Antisemitenszene so schnell so erfolgreich verrückt gemacht, daß schon vor 1900 der erste Ganzschlaue die äußersten scheinlogischen Konsequenzen zog und »die völlige Absonderung« oder »schließliche Vernichtung« der Juden öffentlich forderte und dies auch drucken ließ. Solche Konsequenzen ziehen immer nur extreme Außenseiter. Allerdings muß offengelegt werden, wohin bestimmte Argumentationsstränge letztlich führen können. Wer dies versäumt, wird möglicherweise entweder zur Unzeit von den Fanatikern überrannt oder von seinen Gegnern zur Offenlegung gezwungen werden.

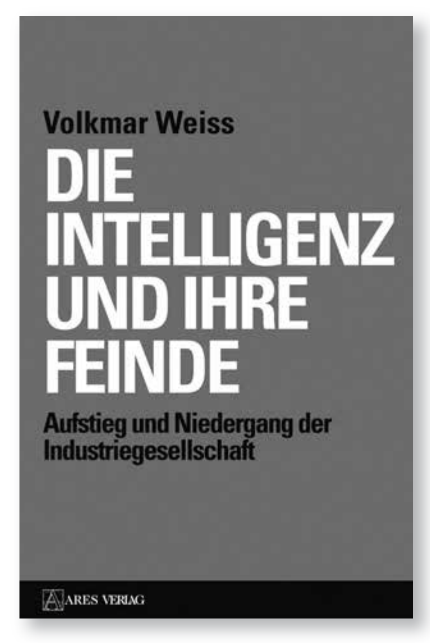
In der Islamkritikerszene wird in abgestuften Formen zwar nicht die Ausrottung der Moslems, vielfach aber die Bekämpfung und die »Befreiung« der Welt vom Islam als Ganzes gefordert. Das ergibt sich auch aus der Systemlogik der vorgebrachten Argumentation. Man muß deshalb gar kein »noch nicht« dazusetzen, um abzusehen, wohin auf dieser Schiene die Reise gehen kann. Mehr als eine Milliarde Menschen ernsthaft von ihrer Kultur und ihrer Religion »befreien« zu wollen, bedeutet nicht weniger, als den Dritten Weltkrieg zu fordern.

Und zum zweiten: Befreiung, Kreuzzug? Hat man so was nicht auch schon in anderem Zusammenhang gehört? Ja, ebenfalls von Berufs wegen. Ironischerweise lebt man selbst in einem Land, das erst Anfang des letzten Jahrhunderts Objekt eines vom Gegner als »Kreuzzug« bezeichneten Krieges wurde. Das deutsche Volk – dem ein zweckmäßig konstruierter Antigermanismus auch die üblichen hinterhältigen und unverbesserlichen Eigenschaften andichtete – verlor dabei wesentliche Teile seines Territoriums, Millionen Leben, seine Souveränität, sein Nationalvermögen, schließlich den Glauben an sich selbst und an seine Zukunft. Das »Germany in 1950«, das agitatorische Flugblätter als Schreckgespenst eines vereinten deutsch-österreichisch-ungarischen Staatswesens mit 250 Millionen Einwohnern an die Wand malten, sollte es nicht geben. Hier lief dem Antigermanismus ein weiteres Element zu, das auch heute wieder kommt: die Angst vor demographischer Überwältigung. Die Deutschen waren damals im angelsächsischen Raum nicht nur als hinterhältig, aggressiv und unverbesserlich verschrieen, sie vermehrten sich scheinbar auch noch unaufhaltsam.

Der Kreuzzug zur Verhinderung dieser, vor hundert Jahren zwar weit hergeholten, aber durchaus nicht irrealen Option eines 250-Millionen-Staates wurde zwar unter der Flagge »Kreuzzug für die Demokratie« geführt, aber vom amerikanischen Parlament mit allen Elementen des Gebets gegen den angeblichen Antichrist in Berlin ausgerufen und bis zur Kapitulation durchgefochten. Er richtete sich nicht gegen den Nationalsozialismus, sondern gegen das kaiserliche Deutschland des Jahres 1917. Zwar goß später ein Untersuchungsausschuß des US-Kongresses allerhand Wasser in diesen Wein, als er feststellte, die Kriegserklärung von 1917 sei wesentlich auf die Machenschaften der Rüstungsindustrie zurückzuführen. Dennoch hat diese religiöse Komponente einen größeren Einfluß ausgeübt, als das normalerweise in den Darstellungen zum Tragen kommt. Gesteigert wurde sie noch, als später tatsächlich der Nationalsozialismus regierte. Als Stimmen in England eine vollständige Ausrottung der Deutschen forderten, weil sie das Christentum verleugnet hätten, nannte der vatikanische Unterstaatssekretär Tardini dies »eine schöne christliche Auffassung«. Nein, versetzte Ernst von Weizsäcker als deutscher Vertreter beim Vatikan, es sei »muhammedanische Logik«.

Die Islamkritik von heute trägt also vielfach altbekannte Züge. So nützlich es ist, sich bestimmte Gefahren zu vergegenwärtigen, die durch eine ignorante Zuwanderungspolitik (und die eigene Geburtenverweigerung) gefördert werden, so schädlich kann es sein, sich in simplen Gedankenstrukturen einer von allen Moslems dezentral getragenen islamischen Verschwörung gegen Europa und die Welt zu verrennen. Die Welt kennt keine Automatismen und von simplen Prinzipien getriebenen menschlichen Expansionsroboter. Kreuzzug und Dschihad sind immer dort, werden dort ausgerufen oder der Gegenseite unterstellt, wo man die Komplexität nicht mehr sehen will.

AUS UNSEREM PROGRAMM



ISBN
978-3-902732-01-9
Volkmar Weiss
DIE INTELLIGENZ UND IHRE FEINDE
Aufstieg und Niedergang der Industriegesellschaft
544 Seiten, mit zahlr. Tabellen und Graphiken, Hc.
€ 34,90

Die Ausbeutung fossiler Brennstoffe ermöglichte die Entstehung der Industriegesellschaft und eine nie dagewesene Bevölkerungszunahme. Doch der entstandene Sozialstaat zerstört sich selbst, wenn die politischen Parteien sich in Versprechungen überbieten und den Staat überschulden. Heute beherrscht Gleichheitsstreben die veröffentlichte Meinung, erbliche Intelligenzunterschiede werden geleugnet. Durch falsche Anreize wird die Reproduktion der Tüchtigen erschwert und die der Untüchtigen gefördert. Gemeinsam mit der sich wieder verteuernden Energie treibt die die Industriegesellschaft in eine Dauerkrise.



ISBN
978-3-902732-07-1
Matthäus Thun-Hohenstein
DAS KAPITALISTISCHE MANIFEST
Ein Blick hinter die Kulissen des Zinssystems
104 Seiten, brosch.
€ 14,95

Jedes Zinssystem führt unweigerlich zu politischem und sehr realem Feudalismus – behauptet der Autor Matthäus Thun-Hohenstein. Dem Zinskapitalismus stellt er ein einfaches und funktionstüchtiges Modell auf der Basis einer echten Marktwirtschaft entgegen, das nebenbei auch einen breiten Mittelstand ermöglicht. Thun-Hohenstein präsentiert seine Analysen aber nicht in trocken-wissenschaftlicher Form, sondern als Streitgespräch verschiedener realer und fiktiver Persönlichkeiten, die als Verkörperung der unterschiedlichen Denk- und Wirtschaftsweisen auftreten.



ISBN
978-3-902732-03-3
Stefan M. Kreutzer
DSCHIHAD FÜR DEN DEUTSCHEN KAISER
Max von Oppenheim und die Neuordnung des Orients (1914–1918)
192 Seiten, mit zahlr. S/W-Abbildungen, Hc.
€ 19,90

Unter der Regie des Orientalisten Max Freiherr von Oppenheim versuchten deutsche Diplomaten und Agenten während des Ersten Weltkriegs die Muslime in den Kolonialreichen Englands, Frankreichs und Russlands aufzuwiegeln. Ein von türkischer Seite verkündeter Dschihad sollte Revolten auslösen. Inwieweit gelang es, diesen Plan in die Tat umzusetzen und warum scheiterte er letztlich? Und: Ist diese Liaison mit dem Dschihad nur ein weiterer Beweis für die Rücksichtslosigkeit der kaiserlichen Kriegspolitik oder muss der Plan als echte Förderung antiimperialistische Kräfte, als Aufruf zum legitimen Freiheitskampf verstanden werden?



ISBN
978-3-902732-06-4
Guntram Schulze-Wegener
DAS EISERNE KREUZ IN DER DEUTSCHEN GESCHICHTE
In Zusammenarbeit mit dem Wehrgeschichtlichen Museum Rastatt
174 Seiten, umfangreiche, durchgehend farbige Bebilderung, Hc.
€ 29,90

Das Eiserne Kreuz, der wohl berühmteste Orden der Weltgeschichte, wird 200 Jahre alt: Am 10. März 1813 stiftete der preußische König Friedrich Wilhelm III. aus Anlass der Befreiungskriege diese Auszeichnung. Der reichhaltig und durchgehend farbig bebilderte Band beschreibt nicht nur die Geschichte des Eisernen Kreuzes und seiner verschiedenen Formen, Varianten und Ausgaben, sondern zeigt auch die historischen Zusammenhänge einzelner Epochen der Verleihung auf. Das Werk ist zugleich Begleitband für die 2013 im Wehrgeschichtlichen Museum Rastatt stattfindende Ausstellung zum Thema Eisernes Kreuz.

Gewalt gegen Deutsche – Auswahl 2012

zusammengestellt von Felix Menzel

Berlins Innensenator Frank Henkel (CDU) forderte eine »schonungslose Debatte über diese Gewaltspirale«, nachdem am 14. Oktober am Alexanderplatz sechs junge Türken den aus Thailand stammenden Jonny K. (20) zu Tode prügelten und ihn danach sogar noch bespuckten. Die Täter wurden wenige Tage später gefaßt, kamen aber ebensoschnell wieder frei, weil ein Richter ihre »sozialen und familiären Bindungen« nicht gefährden wollte. Frappierend an diesem Fall ist, daß Henkel diese »schonungslose Debatte« ausgerechnet führen will, als sowohl Täter als auch das Opfer einen »Migrationshintergrund« haben. Dabei gibt es genug schwere Fälle mit deutschen Opfern, bei denen Politiker gänzlich schweigen. Zudem ist das, was Henkel unter »schonungslos« versteht, eine Verschleierung der offensichtlichsten Tathergangsmerkmale: Statt ganz nüchtern auf die ethnische Bruchlinie zwischen Tätern und Opfern hinzuweisen, spricht er allein von »Verrohung«, »Gefühlskälte« und dem Schwinden »zivilisatorischer Standards«, die er mit mehr Geld für den Sicherheitsapparat eindämmen will. Dieses Vorgehen ist zum Scheitern verurteilt, weil die eigentlichen Ursachen der Gewalt nicht benannt werden. Ein Blick in die Online-Chronik von *deutscheopfer.de* bringt Licht ins Dunkel:

16. Januar 2012 Dessau: Senegalese sticht Fußballer André Schubert Messer in den Kopf
Ein 30jähriger Asylbewerber aus dem Senegal will vermutlich einem älteren Bürger ein Handy stehlen. Der 29jährige André Schubert mischt sich ein und will helfen. In diesem Moment zieht der Täter ein Messer und rammt es Schubert in den Kopf. Eine Notoperation kann das Leben des Opfers retten. Der Täter kann von der Polizei trotz Widerstands festgenommen werden und wird später in die Psychiatrie eingewiesen. Er war bereits zuvor polizeilich aufgefallen. Besondere Brisanz erhält der Fall, weil Schubert Fußballer der »ASG Vorwärts« ist, eines Vereins, der immer wieder mit der rechten Szene in Verbindung gebracht wird. Am Abend des Tattages bildet sich in der Innenstadt eine spontane Demonstration mit rund 400 Menschen, bei der auch »rechte« Parolen skandiert werden. Dessaus Oberbürgermeister Klemens Koschig sagt gegenüber dem MDR, man dürfe die Tat nicht für politische Zwecke mißbrauchen. Ein halbes Jahr nach der Tat erkundigt sich die *Mitteldeutsche Zeitung* bei Schubert, wie es ihm geht. Sie schreibt, es sei eine »Verschwörungstheorie«, die »nicht nur explizit Rechtsextreme« verträten, daß kriminelle Ausländer vom Staat vor Abschiebung und Bestrafung geschützt würden. Außerdem berichtet die Zeitung von einem Imbißstand, den Schubert gerade eröffnet hat, und fragt ihn in diesem Zuge nach seinen kulinarischen Vorlieben: »Döner mag er, Hamburger auch.«

16. Februar 2012 Osnabrück: »Kartoffel« bei Messerstecherei getötet / Opfer: »Nur weil ich Deutscher bin«
Vor dem Landgericht Osnabrück müssen sich vier Jugendliche für eine tödlich ausgegangene Messerattacke verantworten. Am 18. September 2011 war die Gruppe auf den 22jährigen Matthias B. aus Ibbenbüren getroffen, der in Begleitung seiner Freundin und drei anderer junger Frauen unterwegs war. Die Frauen kannten die Täter bereits und hatten schon vor der Tat ein ungutes Gefühl. Es gelang ihnen jedoch nicht, rechtzeitig die Straßenseite zu wechseln. Dann kam es zum Streit: Matthias B. wurde als »Kartoffel« beschimpft und erwiderte, daß er die Aggression nicht verstehen könne, »nur weil ich Deutscher bin«. Danach soll zunächst Ömer S. (19) zugeschlagen haben. Die Brüder Hüseyin (18) und Michael Arol A. (17) hätten jedoch sofort mitgemacht. Nur der vierte Jugendliche, Marco E. (19), habe unbeteiligt dabeigestanden. Als Matthias B. zu Boden ging, hoben ihn die Täter wieder hoch, um ihn weiter zu malträtieren. Sie demütigten ihn, indem sie ihm das T-Shirt auszogen. Danach zückte Michael Arol A. ein Messer und stach zu. Matthias B. starb wenig später im Krankenhaus. Als die Tat bekannt wurde, veranstalteten Bürger eine Mahnwache sowie einen Schweigemarsch. Vor Gericht versuchte der Verteidiger, dem Opfer Ausländerfeindlichkeit vorzuwerfen, was die Gegenseite empört zurückwies.

Im Mai 2012 wird Michael Erol A. schließlich wegen Totschlages und schwerer räuberischer Erpressung zu siebeneinhalb Jahren Haft verurteilt. Ömer S. erhält zweieinhalb Jahre wegen gefährlicher Körperverletzung und räuberischer Erpressung. Hüseyin kommt mit einer Be-

währungsstrafe von 15 Monaten davon. Marco E. soll von der Justiz 18 Monate lang beobachtet werden, weil er Beihilfe zur räuberischen Erpressung leistete.

19. März 2012 Bad Lippspringe: Zwei 13Jährige von vier Ausländern vergewaltigt / Gericht verhängt Bewährungsstrafen
Vier Ausländer zwischen 16 und 20 Jahren lokken zwei 13jährige Mädchen in eine Wohnung. Die aus dem Kosovo und Syrien stammenden jungen Männer vergewaltigen die Mädchen nacheinander mehrfach. Das Landgericht Paderborn verurteilt sie deshalb zu Bewährungsstrafen zwischen sechs und 18 Monaten sowie Sozialstunden. Das *Westfalen-Blatt* betont, daß die Jugendlichen aus »Elternhäusern mit schlagenden Vätern stammen«. Die Täter sind der Polizei zudem schon mehrfach aufgefallen, unter anderem wegen Bedrohung, Vergewaltigung und Raubüberfällen. Der jüngste Verurteilte sitzt deshalb weiterhin in Untersuchungshaft. Er muß sich noch für einen bewaffneten Überfall verantworten.

26. April 2012 Pforzheim: Iraker erhalten nach sexuellen Übergriffen Hausverbot in Schwimmbad / CDU-Politiker fordert »General-Amnestie«
Fünf irakische Jugendliche belästigen wiederholt junge Frauen sexuell in einem Schwimmbad. Daraufhin spricht ihnen das Bad ein unbefristetes Hausverbot aus. Nicht damit einverstanden ist CDU-Stadtrat Klaus Gutscher. Er fordert eine »General-Amnestie« für die Jugendlichen. Dieses Entgegenkommen möchte er als »Zeichen unserer Bereitschaft für ein vernünftiges Miteinander und einen gelebten Integrationsgedanken« durchsetzen. Zudem solle das Schwimmbad den Jugendlichen je eine Freikarte schenken.

5. Mai 2012 Bonn: Türkischer Salafist sticht bei Pro NRW-Demo mit Messer auf Polizisten ein
Bei einer Demonstration der islamkritischen Partei Pro NRW kommt es zur Eskalation, nachdem Mohammed-Karikaturen gezeigt wurden. Mehrere Salafisten gehen auf die Polizei los und verletzen dabei 29 Beamte. Schließlich können 109 Salafisten festgenommen werden. Ein 25jähriger polizeibekannter Türke aus Hessen ist auch darunter, zuvor hat er drei Polizisten mit einem Messer in den Oberschenkel gestochen. »Der Oberschenkel ist bei der Einsatzausrüstung der Beamten der einzige ungeschützte Bereich«, erklärt Staatsanwalt Robin Faßbender. Vor Gericht führt der Täter religiöse Gründe für sein Handeln an: »Man kann von einem Muslim nicht erwarten, daß er ruhig bleibt, wenn der Prophet beleidigt wird.« Zudem sehe er das Gericht nicht als »legitim« an. Trotzdem wird er im Oktober zu sechs Jahren Haft verurteilt.

12. August 2012 Bremen: Drei »scheiß Weiße« von zehn Nordafrikanern zusammengeschlagen
Rund zehn Nordafrikaner (20–25) greifen auf dem Vorplatz eines Kinos drei Männer an und schlagen sie zusammen. Sie nutzen dazu ihre Fäuste und Ledergürtel und treten zu. Während des Angriffs beleidigen sie ihre Opfer als »scheiß Weiße« und rufen »African Power«. Auch als die Opfer bereits am Boden liegen, schlagen und treten die Angreifer weiter zu. Danach flüchten sie. Ein 35 Jahre alter Mann wird bei dem Angriff schwer am Auge verletzt und muß in eine Klinik gebracht werden.



Über Ausländergewalt zu schreiben, ist ein diffiziles Unterfangen: Wie scheidet man Jugendverrohung von spezifischer Deutschenfeindlichkeit? Sind soziale oder doch ethnische Gründe ausschlaggebend? Und gibt es nicht auch deutsche Schläger? Deutsche Opfer, fremde Täter *(272 Seiten, 19 €) ist ein seismographisches Buch: Deutschenfeindlichkeit wird zu einem Schlüsselthema der kommenden Jahre.*
Die Chronik der Übergriffe wird auf www.deutscheopfer.de Tag für Tag erweitert.

8. September 2012 Mannheim: 80 verletzte Polizisten bei kurdischem Kulturfestival
Bei einem kurdischen Kulturfestival mit 40000 Besuchern versuchen Ordnungskräfte des Veranstalters, einen 14jährigen daran zu hindern, mit einer verbotenen Fahne auf das Gelände zu gelangen. Als dies scheitert, rufen sie die Polizei. Die Beamten werden jedoch von den Kurden sofort mit Eisenstangen, Flaschen, Ziegelsteinen und Feuerwerkskörpern angegriffen. Es gibt 31 Festnahmen. Zudem beschlagnahmt die Polizei etliche Fahnen und T-Shirts verbotener Organisationen sowie Messer und Schlagringe. Bei dem Einsatz werden 80 Polizisten verletzt.

26. September 2012 Neuss: Tödliche Messer-Attacke durch Marokkaner
Eine 32jährige Mitarbeiterin der Arbeitsagentur wird von einem 52jährigen Mann erstochen. Medienberichten zufolge soll es sich bei dem Täter um einen Marokkaner handeln. Der Täter kommt ohne Termin zu seiner Sachbearbeiterin ins Büro und sticht zu. Die Frau wird im Krankenhaus notoperiert, doch jede Hilfe kommt zu spät. Die Polizei kann schließlich einen Tatverdächtigen in unmittelbarer Nähe der Arbeitsagentur festnehmen.

»Ich möchte nicht niederknien« – Ein Gespräch mit Arno Surminski

geführt von Benjamin Jahn Zschocke

Arno Surminski hat wie kein zweiter Schicksal und Leiden der Ostpreußen beschrieben. Sein bedeutendster Roman, der autobiographische Bestseller *Jokehnen,* wurde 1987 mit Armin Mueller-Stahl verfilmt. Mit seiner Novelle *Die Vogelwelt von Auschwitz* regte er 2008 eine Debatte über den literarischen Umgang mit deutscher Schuld an. Der heute 79jährige lebt mit seiner Frau in Hamburg.

Sezession: Herr Surminski, Sie werden gern als »Autor der Versöhnung« bezeichnet. Wie stehen Sie dazu?
Surminski: Ich möchte nicht, daß meine Bücher in die Abteilung »Versöhnungskitsch« eingeordnet werden. Ich bin nicht für dauerndes Umarmen, sondern dafür, die Fakten auf den Tisch zu legen und dann gemeinsam an der Zukunft zu arbeiten. So habe ich es in meinen Büchern immer gehalten.

Sezession: Und »Vergebung« – im christlichen Sinne?
Surminski: Solche Worte unterstellen immer: »Du bist der Kleinere, der Schuldige. Ich verzeihe dir, ich vergebe dir …« Damit wird der eine heruntergedrückt, der andere erhöht. So möchte ich das nicht. Ich möchte die Fakten hinnehmen, so, wie sie sind, daraus aber keine weiteren Vorwürfe oder gar Ansprüche ableiten. Vor allem aber: Ich möchte nicht niederknien. Ich kann nur auf Augenhöhe verhandeln. Außerdem tut es mir leid, daß Millionen Menschen so sinnlos im Straßengraben verendet sind. Es geht darum, das Vergessen aufzuhalten. Erschüttert hat mich diesen Sommer bei einer Lesung vor russischen Studenten in Kaliningrad, daß die weder etwas mit Treblinka, Auschwitz, dem Gulag oder mit Workuta anfangen konnten!

Sezession: Zu Erika Steinbach vom Bund der Vertriebenen scheinen Sie kein gutes Verhältnis zu haben.
Surminski: Ich bin mit Frau Steinbach der Meinung, daß man alles genau beschreibt und festhält, aber das darf niemals verknüpft werden mit irgendwelchen Ansprüchen auf Entschädigung oder Rückgabe, das wäre friedensgefährdend! Sie hat da einen bösen Schnitzer gemacht, indem sie das geplante Zentrum am Anfang »Zentrum gegen Vertreibung« nannte. Das hat mich sofort gestört, weil sie aus dem großen Korb des Schreckens nur die Vertreibung herausgezogen hat – nicht die Flucht, nicht die Massenvergewaltigungen, nicht die Massendeportationen der Deutschen. Für sie zählte nur die Vertreibung, also die eigentumsrechtliche Frage, die von Haus und Hof.

Sezession: Also ist »Vertreibung« genau wie »Versöhnung« ein ungenauer Begriff?
Surminski: Ja, denn bei allem Schrecken war die Vertreibung das harmloseste Geschehen. Es gab Hunderttausende, die froh waren, »vertrieben« zu werden – denken Sie mal an die Bewohner von Königsberg, die 1948 endlich nach Deutschland durften. Die werden auch als »Vertriebene« gewertet, obwohl sie durch ihre Vertreibung von einem furchtbaren Leben befreit wurden. Das gilt auch für viele in Masuren. Ich wäre vermutlich auch nicht durch den Winter 1945/46 gekommen, hätte man mich damals nicht in den Zug nach Deutschland gesteckt. »Vertreibung« greift deshalb für das Gesamtphänomen viel zu kurz, doch Steinbach hat diesen Begriff so fest installiert – das ist heute leider nicht mehr aufzulösen.

Sezession: Wie geht es also weiter mit dem Zentrum oder der Gedenkstätte?
Surminski: Ab dem Moment, in welchem immer weniger Opfer – und eben auch Täter – leben, kann unter den Nachgeborenen das Gespräch auf Augenhöhe stattfinden. Was für mich am wichtigsten ist: das ganze Leiden des Zweiten Weltkrieges aus dem Nationalen herauszuheben! Man sollte besser sagen: In Dresden sind 30000 Menschen umgekommen, nicht 30000 Deutsche. An der Samlandküste sind 3000 Frauen umgebracht worden, nicht 3000 Jüdinnen. Deswegen habe ich in meinem Buch *Winter Fünfundvierzig oder die Frauen von Palmnicken* (Hamburg: Ellert & Richter 2010) bewußt das Leiden des Holocaust und der Flucht nebeneinandergestellt, eine Herangehensweise, die bislang niemand beanstandet hat. Ich würde es deshalb begrüßen, wenn nicht auf deutscher, polnischer oder russischer, sondern auf europäischer Ebene zusammen mit Historikern und Zeitzeugen unter einem Dach das gesamte Lei-

den dokumentiert würde, das diesem Kontinent mit dem Zweiten Weltkrieg widerfahren ist. Da sind dann Dresden dabei, Hamburg, Katyn, Auschwitz und Oradour. In so einem Zentrum würde es nicht um Schuldzuweisungen gehen, sondern um Fakten.

Sezession: **Warum sind es aber letztlich die Deutschen, die bei ihren eigenen Opfern auf die nationale Zuordnung verzichten, nicht aber bei ihren Tätern? Warum werden Opferzahlen nach unten korrigiert? Warum fehlen Flucht und Vertreibung im Geschichtsunterricht?**
Surminski: Das ist eine Art Masochismus. Man will sich selber quälen damit, daß »deutsch gleich schuldig ist«. Ich stelle sachlich fest, daß das Pendel nach zwölf Jahren NS-Zeit seit 1945 immer noch in Richtung Normalität zurückschwingt, aber in dieser Normalität sind wir noch nicht



angelangt, auch wenn Deutschland wirtschaftlich längst wieder Weltspitze ist. Der Masochismus ist einfach die andere Seite der Medaille, die extreme Schwäche heute nach der übertriebenen Stärke damals. Ging es in der DDR in diesem Sinne nicht auch masochistisch zu?

Sezession: **Selbstverständlich waren Lippenbekenntnisse in der DDR genauso wichtig wie heute. Und das Dahinter war genauso unecht: Während deutsche KZs nach dem Krieg vom NKWD weiterbetrieben wurden, verordnete man »Völkerverständigung« und »Brüderlichkeit«, und der Antifaschismus wurde zum Staatsziel. Heute ist vieles auf dem Gebiet der ehemaligen DDR inhaltlich noch überhaupt nicht aufgearbeitet, weil noch viel Alteisen mitbestimmt. Auch die sperrigen DDR-Themen finden im Schulunterricht fast nicht statt.**
Surminski: Vielleicht hat man dort drüben auch die Tendenz, bedingt durch die personellen Überschneidungen seit damals, die DDR weißwaschen zu wollen. Das erinnert an die ersten zwanzig Jahre nach dem Krieg bei uns im Westen: Von Auschwitz und seinen Dimensionen haben die meisten, auch ich, erst später erfahren. Auf dem Gebiet der früheren DDR wird es auch noch ein »Achtundsechzig« geben, das die Vergangenheit aufarbeiten wird.

Sezession: **Wie sehen Sie die Gegenwart und Zukunft Europas? In der Erzählung »Im Wald von Czerwany Dwor« (In: *Aus dem Nest gefallen*, Berlin: Ullstein 1998) schreiben Sie: »Die Wolga ist so europäisch wie der Rhein und die Weichsel.« Ist die in dieser Geschichte entworfene Europavision auch Ihre eigene?**
Surminski: Meine Europaidee ist einfach: Ich hoffe, daß in fünfzig oder sechzig Jahren die Grenzen zwischen Polen und Deutschland nur noch so existieren wie die zwischen Bayern und Württemberg heute. Die Nationalstaaten werden vom Prinzip her so, wie die deutschen Bundesländer es sind: Es gibt eine Verwaltungszentrale, die für die Länder das Wichtigste regelt, ohne daß die höchst unterschiedlichen Regionen in ihren Funktionen allzusehr beschränkt werden. Sie bleiben so erhalten, und Europa erstarkt als Ganzes. Ich finde, wenn wir das nicht schaffen, dann hat Europa keine Chance, sich dem entgegenzustellen, was aus Asien, Arabien und Afrika heranbrandet.

Sezession: **Die Europaidee der Regionen verhält sich zur EU wie der Glauben zur Kirche. Ist die EU der richtige Ansatz für ein Europa der Regionen?**
Surminski: In der EU sehe ich meinen europäischen Gedanken noch längst nicht verwirklicht, vor allem territorial. Da fehlen ja noch einige Länder … Aber es ist ein Anfang.

Sezession: **Meinen Sie die russischen Länder?**
Surminski: Ja, bis zum Ural gehören die auch nach Europa. Das ist noch ein weiter Weg, aber es ist möglich. Wirtschaftlich sind wir schon sehr weit.

Sezession: **Wird Ostpreußen also wieder eine europäische Region werden?**
Surminski: Der polnische Teil ist es ja längst, für den russischen wird das Jahr 2018 eine wichtige Rolle spielen, denn dann wird Kaliningrad auch ein Austragungsort der Fußballweltmeisterschaft in Rußland sein. Moskau wird diesen Landesteil dann für Europa öffnen müssen, also ein erleichtertes Kommen und Gehen über die Grenzen. Ich hoffe, daß in dem Zusammenhang auch über den Namen Kaliningrad nachgedacht wird. Michail Iwanowitsch Kalinin war nun einer der übelsten Handlanger Stalins. Viele Kaliningrader schreiben heute schon den Namen »Königsberg« auf ihre Nummernschilder.

Sezession: **Sie denken also, daß der Mensch fähig ist, sich weiterzuentwickeln?**
Surminski: Unbedingt. Als Schriftsteller versuche ich mit aller Kraft dazu beizutragen.

Die Intelligenz und ihre Feinde

von Andreas Vonderach

Als Schulkind in der DDR fragte Volkmar Weiss seinen Geschichtslehrer, was denn nach dem Kommunismus käme. Er erhielt darauf keine Antwort. Wie der Kommunismus so begreift sich auch die egalitäre, an universalistischen Werten wie den Menschenrechten ausgerichtete Demokratie als das Ziel der Geschichte. In seinem neuen Buch, *Die Intelligenz und ihre Feinde. Aufstieg und Niedergang der Industriegesellschaft* (Ares Verlag, Graz 2012, 544 S., 34.90 €), wirft der Leipziger Humangenetiker Volkmar Weiss einen Blick auf die Zukunft der westlichen Zivilisation. Er zeigt, daß sie mittlerweile jene Grundlagen verzehrt, die sie groß gemacht haben, mit anderen Worten: daß sie endlich ist.

In traditionellen Gesellschaften besteht ein positiver Zusammenhang von Begabung, wirtschaftlichem Erfolg und der Zahl der Nachkommen. Das galt bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts auch für Europa. Durch den zunehmenden Wohlstand, den medizinischen Fortschritt und die Renten- und Krankenversicherung hat sich dieser Zusammenhang in sein Gegenteil verkehrt. Seit gut sechs Generationen haben die intelligenteren, gebildeten und wirtschaftlich erfolgreichen Menschen deutlich weniger Kinder als die unteren Schichten der Bevölkerung. Zugleich werden die unteren Schichten durch die Aufhebung der Klassenschranken und die Durchsetzung des Leistungsprinzips immer mehr ihrer intelligenten Menschen beraubt, die sozial aufsteigen und ihr Fortpflanzungsverhalten an das der oberen Schichten anpassen. In der Praxis heißt das zum Beispiel, daß Akademikerinnen sehr viel weniger Kinder bekommen als andere Frauen. Auf diese Weise findet in den westlichen Gesellschaften seit Generationen eine Selektion gegen die Intelligenz statt, das heißt, die genetischen Grundlagen für eine gute Begabung werden immer seltener.

Dem schien lange Zeit die Tatsache zu widersprechen, daß die empirisch gemessene Intelligenz in den westlichen Ländern immer mehr zunahm. Dieser sogenannte Flynn-Effekt, eine Folge der verbesserten Umweltbedingungen auch der unteren Schichten, ist jedoch in den letzten Jahrzehnten zum Stillstand gekommen. Weiss zeigt anhand von Testergebnissen und der PISA-Daten, daß der genetische Rückgang der Intelligenz nun auch phänotypisch faßbar wird. So hat in Deutschland der durchschnittliche IQ deutlich abgenommen. Lag er vor zehn Jahren noch bei 102, so beträgt er derzeit nur noch 97. In den anderen Ländern sieht es nicht besser aus. Dies bedeutet, daß die Zahl der Hochbegabten – bei einem Durchschnitts-IQ von 100 sind das etwa fünf Prozent der Bevölkerung – abnimmt, mithin jener Anteil, der für die Bewältigung der anspruchsvolleren Tätigkeiten in der Gesellschaft, vom Wissenschaftler über den Techniker bis zum Manager, zur Verfügung steht.

Dieser gesellschaftlichen Entwicklung könnte man indes mit politischen Mitteln begegnen. Volkmar Weiss führt als ein erfolgreiches Beispiel die Förderung von Studentinnen mit Kindern in der DDR an. Solchen Konzepten entgegen steht, daß sich in den Sozialwissenschaften und in der Politik in den letzten Jahrzehnten eine egalitäre Ideologie durchgesetzt hat, die die genetische Ungleichheit der Begabungen grundsätzlich leugnet. Die alte, wissenschaftlich längst widerlegte kommunistische Vorstellung, daß Begabungsunterschiede in der Gesellschaft nur durch ungleiche Umweltbedingungen zustande kämen und bei gleicher Förderung verschwänden, hat in Frankreich während der achtziger Jahre mit der sogenannten »Soziologischen Wende« einen neuen Aufschwung genommen. Damals prägte der konstruktivistische Philosoph Michel Foucault, der zeitweise auch Mitglied der Kommunistischen Partei war, den Begriff des »Rassismus der Intelligenz«. Man dürfe sich auf Intelligenztests gar nicht erst einlassen, da die gemessenen Unterschiede selbst das Ergebnis eines »Rassismus der Eliten« seien.

Mit diesem Argument gelang es der modisch-postmodernen, konstruktivistischen Linken, in den Sozialwissenschaften ein wirksames Tabu gegen die biologische Grundlage der Intelligenzunterschiede zu errichten. Selbst in den viele hundert Seiten dicken, offiziellen Berichten über die PISA-Untersuchungen tauchen aus diesem Grund nirgends der Begriff der Intelligenz und der Gedanke auf, Leistungsunterschiede bei Schülern könnten genetische Ursachen haben. Die mit PISA dokumentierten Unterschiede erscheinen so als das Ergebnis sozialer »Ungerechtigkeit«, behebbar durch entsprechende Förderung.

Wer etwas von den Siebungsprozessen in einer demokratischen Gesellschaft versteht, weiß, daß diese Forderung illusionär ist. Die sozialen





Der Verfasser selbst in Buchform und sein Besprechungsgegenstand: Argumentationswaffentechnik vom Allerfeinsten

Unterschiede werden sich vielmehr sogar noch verstärken, weil die unteren Schichten durch den Aufstieg ihrer begabteren Kinder ihr noch aus der Zeit der Klassenschranken stammendes restliches Begabungspotential immer weiter einbüßen.

Der Rückgang der Intelligenz bedeutet für die Gesellschaft jedoch nicht nur, daß es immer schwieriger wird, geeignete Bewerber für anspruchsvolle Tätigkeiten zu finden, sondern auch, daß die Zahl der Sozialhilfeempfänger und die der sozial Auffälligen und Kriminellen sowie die durch diese verursachten gesellschaftlichen Probleme und Kosten steigen. Verschärft wird das durch die Einwanderung, die in erster Linie nicht etwa begabte und gut integrierbare Ostasiaten in unser Land bringt, sondern beispielsweise anatolische Türken mit einem Durchschnitts-IQ von 85 – alleine dieser Umstand behindert die Assimilation einer solchen Gruppe in eine so ausdifferenzierte und spezialisierte Gesellschaft wie die unsere.

Anders als in seinem Buch *Die IQ-Falle* (Graz 2000, derzeit vergriffen) bettet Weiss den Intelligenzrückgang in seinem neuen Buch in einen größeren Zusammenhang ein, der durch die energetischen Grundlagen der Zivilisation gegeben ist. Die agrarischen Gesellschaften, zu der alle Hochkulturen vor der industriellen Revolution gehörten, beruhten in erster Linie auf der Energie, die die Sonne zur Verfügung stellte, die die Äcker und Wälder beschien. Der Aufstieg der europäischen Industriegesellschaft wurde erst möglich mit der Nutzung fossiler Energieträger wie Kohle und Öl, und der in ihr gespeicherten Sonnenenergie. Erst jetzt stand genügend Energie zur Verfügung, um den zunächst kostspieligen wissenschaftlichen und technisch Fortschritt zu ermöglichen. Der Zugang zu billiger Energie ermöglichte das explosionsartige Bevölkerungswachstum in den letzten zweihundert Jahren. Die moderne Industriegesellschaft ist in existentieller Weise von der Kohle und besonders vom Öl abhängig, Energieträger, die nur in begrenztem Maße vorhanden sind und immer teurer werden. Umweltfreundliche Energien sind weit entfernt davon, eine wirkliche Alternative darzustellen, und auch die Atomkraft kann höchstens eine Übergangslösung sein, denn auch sie ist von den Uranvorkommen abhängig.

Anders als oft kolportiert, sind die Vorhersagen des Club of Rome für die »Grenzen des Wachstums« bisher in bemerkenswert präziser Weise eingetroffen. Der Club of Rome hat den Zusammenbruch der Weltwirtschaft für die Zeit ab 2030 vorhergesagt. Für den Zeitraum von 2035 bis 2050 prognostiziert auch Weiss das »große Chaos«. Die Industriegesellschaften werden aufgrund der steigenden Energiekosten nicht mehr in der Lage sein, Industrieproduktion und Sozialsysteme aufrechtzuerhalten. Die Folge: drastisch sinkender Lebensstandard, Zusammenbruch der Infrastruktur und des Gesundheitswesens und wahrscheinlich auch des staatlichen Gewaltmonopols, wozu die fortgeschrittene ethnische Fragmentierung durch die Einwanderung das Ihre beiträgt.

Die Wohlhabenden werden sich in mit Stacheldraht bewehrte und bewachte Siedlungen zurückziehen wie heute schon in Südafrika und manchen Teilen Amerikas. In den übrigen Gebieten wird es zu einer Refeudalisierung kommen, zu Überlebensstrategien innerhalb von Personalverbänden. Anders als 1945 werden die meisten Menschen nicht wissen, wie man auf Äckern und in Gärten anbaut. Ob in einigen Weltgegenden Inseln der modernen Zivilisation als mögliche Zentren eines späteren Wiederaufstiegs überleben werden, oder ob es weltweit zu einem zweiten Mittelalter mit einem Abreißen der wissenschaftlich-technischen Überlieferung kommen wird, läßt Weiss offen.

Weiss' neues Buch ist das bisher fundierteste und informativste Buch zum Thema Intelligenz und Bevölkerungsentwicklung. Die Richtigkeit der energiepolitischen Vorhersagen ist schwer zu beurteilen. Mit 484 engbedruckten Textseiten konzentrierter Information stellt Weiss' Buch beträchtliche Anforderungen an den Leser. Die zahlreichen langen Exkurse und Zitate erleichtern das Lesen auch nicht gerade. Man verliert leicht den roten Faden und fragt sich, wieso man jetzt gerade etwas über Brasilien, Südafrika, Böhmen im 18. Jahrhundert oder jüdische Ärzte in Berlin vor 1933 liest.

Zu wünschen wäre, daß Weiss seine wichtigsten Überlegungen noch einmal in einem schmaleren Buch präsentierte. Die jetzige Form des Buches ist ein echtes Rezeptionshindernis.

Gerhart Hauptmann zum 150.

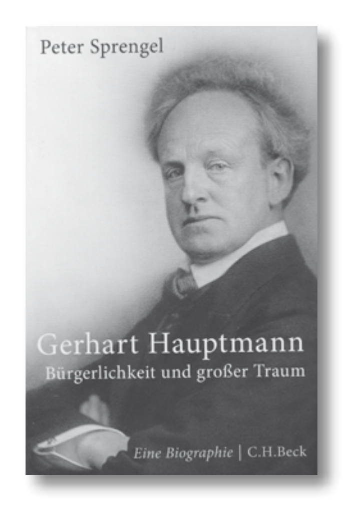
von Erik Lehnert

Gerhart Hauptmanns Geburt jährte sich am 15. November zum hundertfünfzigstenmal. Eine Flut an neuen Biographien und Büchern blieb aus, lediglich eine Arbeit aus der Feder des Berliner Literaturprofessors Peter Sprengel, der vor drei Jahren eine Untersuchung über Hauptmann im Dritten Reich veröffentlicht hat, ist zu verzeichnen. Sprengel betont in seinem Vorwort, er habe die »ausführlichste Monographie, die je über Hauptmann geschrieben wurde«, vorgelegt. Die Arbeit ist gut zu lesen, und doch versteckt sich Sprengel hinter dem ausgebreiteten Material und hat keinen richtigen Zugriff auf die Person Hauptmanns. Die von ihm angekündigten Korrekturen zu Hauptmanns Biographie sind marginal. Sprengel versucht es mit der These »Bürgerlichkeit und großer Traum«. Doch was soll das sein? Sprengel meint damit die Utopie-Problematik, die sich durch Hauptmanns Werk zieht und die durch seine demonstrative Bürgerlichkeit gebrochen wurde. Aber würde sich Hauptmann in dieser merkwürdigen Zuschreibung wiederfinden?

Marcel Reich-Ranicki hält Hauptmann für das »beste Beispiel des dummen Dichters« und für einen »törichten Menschen«: »Zum Glück konnte er Stücke schreiben.« Man kann es auch ganz anders, so wie Carl Zuckmayer, ausdrücken: »Er war der letzte völlig naive Dichter, der letzte, der in ununterbrochener Naivität, nicht ohne Wissen und Weisheit, doch ohne das Medium der Reflexion, aus dem Weltganzen schöpfte und uns ein Bild der ganzen Welt, der ungeteilten Schöpfung hinterließ.« Auch das ist eine zweischneidige Einschätzung, die aber immerhin auf die richtige Spur führt: Hauptmann ist unserer Zeit denkbar fremd. Vielleicht liegt es daran, daß er seine bedeutendsten Leistungen als Theaterschriftsteller abgeliefert hat. Während Lyrik immer einem kleinen Kreis vorbehalten war und Romane sich anhaltender Beliebtheit erfreuen, ist die Bedeutung des Theaters drastisch zurückgegangen. Seine übermäßige Popularität zu Lebzeiten scheint zudem zu verhindern, daß ihn die Aura des Geheimnisses umgibt. Was heute auch ein Ding der Unmöglichkeit zu sein scheint, ist, daß Hauptmann sich nie politisch positioniert hat. Das wollte ihm selten jemand glauben, und es läßt ihn heute als Einfaltspinsel oder Opportunisten dastehen.

Für Hauptmann gilt, was Nietzsche 1879 schrieb: Man könne in Berlin keine kulturelle Ursprünglichkeit mehr entdecken, da hier »der Mensch ausgelaugt und abgebrüht zur Welt kommt«, wohingegen man in »weniger betretenen Gebirgsthälern« mit ungleich größerer Wahrscheinlichkeit fündig werden könne. Hauptmann stammt aus den schlesischen Gebirgstälern des Riesengebirges und zog aus dieser Herkunft die Sicherheit seiner dichterischen Existenz. Es ist bezeichnend, daß Hauptmann seinen Jugenderinnerungen, die 1937 unter dem Titel *Das Abenteuer meiner Jugend* erschienen, eigentlich den Titel »Die Bahn des Blutes« geben wollte. Das Abenteuerliche, so meinte Hauptmann, sei eben viel zu zufällig. Er hielt sein Leben für die konsequente Entfaltung der im Ursprung begründeten Anlagen.

Wie Hauptmann, so stammt im Grunde die ganze Dichtergeneration der um 1860 Geborenen aus der Provinz. Ob es sich um Max Halbe, Hermann Sudermann, Arno Holz, Johannes Schlaf oder andere handelte, sie kamen aus allen Teilen Deutschlands und hatten eins gemeinsam: Es zog sie nach Berlin, das seit der Reichseinigung einen enormen Aufstieg genommen hatte. Hier trafen sich die jungen Dichter und Denker, die sich als die Zukunft der deutschen Kultur sahen. Es ist nicht ganz bedeutungslos, daß einer dieser Zirkel, in denen sie sich trafen, ein Dichterverein namens »Durch« war, der so hieß, »weil seine Mitglieder der Welt erweisen würden, daß sie sich durchsetzen, und zwar als Bahnbrecher naturalistischer Dichtung« (Bruno Wille). Es trafen sich dort neben den konsequenten Naturalisten Arno Holz und Johannes Schlaf auch Gerhart Hauptmann und Wilhelm Bölsche, der später einer der erfolgreichsten populärwissenschaftlichen Autoren des Kaiserreichs werden sollte und mit Hauptmann in lebenslanger Freundschaft verbunden blieb. Bölsche hatte 1887 ein Manifest, *Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie,* vorgelegt, das im März 1887 im »Durch« diskutiert wurde. Hauptmann war bei dieser Sitzung nicht anwesend. Er wohnte damals bereits »hinter der Weltstadt« (Bölsche) in Erkner, wo er seine Bestimmung schließlich fand. Rückblickend hat Hauptmann geschrieben: »Ich habe vier Jahre in Erkner gewohnt, und zwar für mich grundlegende Jahre.



Empfehlung halb und halb – Peter Sprengel: Gerhart Hauptmann. Bürgerlichkeit und großer Traum. Eine Biographie, *München 2012*

Mit der märkischen Landschaft aufs innigste verbunden, schrieb ich dort *Fasching, Bahnwärter Thiel* und mein erstes Drama *Vor Sonnenaufgang.* Die vier Jahre sind sozusagen die vier Ecksteine für mein Werk geworden.«

Bölsches Programmschrift erwähnt er mit keinem Wort, und Hauptmann war auch niemand, der sich an ein Programm halten wollte. Der Titel von Bölsches Text verschleiert, daß es lediglich darum ging, die Dinge der Dichtung nicht im luftleeren Raum handeln zu lassen, sondern der Wirklichkeit Raum zu geben »Wir haben gebrochen mit den heitern Kinderträumen von Willensfreiheit«, heißt es da. Und in diesem Sinne ist dann Hauptmanns erstes Drama angelegt, in dem die Determiniertheit des Menschen die Hauptrolle spielt. Hauptmann verhalf damit dem naturalistischen Drama auch in Deutschland zum Durchbruch, nachdem dies im Ausland durch Ibsen und Zola bereits geschehen war. Er hatte sich dabei ganz bewußt nicht der radikalen Variante des Naturalismus, des Sekundenstils von Holz und Schlaf, angeschlossen. Ihm war bewußt, daß der Inhalt genügte, um Aufsehen zu erregen. Wollte man das Publikum für sich einnehmen, mußte man es nicht noch zusätzlich vor den Kopf stoßen, indem man dessen Sehgewohnheiten ignorierte.

Der Erfolg gab Hauptmann recht. Nicht nur seinen Mitstreitern war klar, daß sich hier ein Durchbruch ereignete, auch die alte Generation hatte verstanden und sah in Hauptmann »rechten Muthe« mit der »rechten Kunst« vereint (Fontane). Bölsche hatte in seinem Manifest noch entschuldigt, daß er sich so oft auf Zola beziehen mußte, und gab der Hoffnung Ausdruck: »Wir haben es schon oft gesehen, daß der Deutsche zuletzt kam, dann aber dem Ganzen die Krone aufsetzte, indem er ihm aus der Tiefe seiner geistigen Entwicklung heraus Dinge verlieh, die keine andere Nation je besessen.« Das ist Hauptmann mit seinem Stück *Die Weber* gelungen. Was ihn auch später noch verwunderte, war der Gleichmut, mit dem dieser Berufsstand sein Elend hinnahm. Das wollte so gar nicht zu den klassenkämpferischen Parolen der Sozialdemokraten passen. Daß Hauptmann von dieser längst machtvollen politischen Bewegung vereinnahmt wurde, hat ihn vor allem deshalb gestört, weil er dadurch die dichterischen Motive seiner Werke in Abrede gestellt sah. Außerdem führte es dazu, daß es für die Gegner der Sozialdemokratie leichter möglich war, die Theaterstücke als Tendenzliteratur abzutun. Dabei stellte Hauptmann in den *Webern* eine Sowohl-als-auch-Haltung dar, die das Stück in einem schwebenden Zustand hält. Denn Hauptmanns Parteinahme für den Naturalismus entsprang nicht einem revolutionären Prinzip: »Wer Bahn brechen will für etwas Neues, das zunächst nur als Idee lebt, gilt den Anhängern des Alten gewöhnlich als schrullenhafter Nörgler oder gar gemeingefährlicher Umstürzler«, führte Bruno Wille zur Verteidigung des neuen Tons an. Trotzdem waren *Die Weber* verdächtig und konnten, nachdem man ihre Aufführung zunächst verboten hatte, erst im Februar 1893 im Verein Freie Bühne gegeben werden.

Bei Hauptmann ist der Naturalismus also keine radikale Parteinahme für den Fortschritt, sondern in der Rückbindung an die Natur begründet. Seine schlesische Trutzburg in Agnetendorf, seine stilisierte Existenz als »Fabeltier« und auch die Maßlosigkeit seines Werkes (Wer liest schon Hunderte Seiten Hexameter?) sind mit unserer Zeit nicht vereinbar. Das Wort Fabeltier ist bereits für Wilhelm II. reserviert, und beide sind, so fern sie sich zu Lebzeiten gestanden haben (Wilhelm kündigte nach der Aufführung der *Weber* seine Theaterloge), jeder für sich ein Teil der untergegangenen Welt, die, mit all ihren Fehlern, heute als die letzte heile Welt erscheint.

Diese Welt ist bereits im Ersten Weltkrieg untergegangen. Als das demokratische Zeitalter in Deutschland anbrach, wurde Hauptmann von der Weimarer Republik ebenso vereinnahmt wie vom Dritten Reich (und im unmittelbaren Anschluß daran von den Kulturfunktionären der zukünftigen DDR). Er ließ es geschehen, weil es immer sein »deutsches Land« war. Das blieb es auch, als es unterging und Hauptmann sowohl den Untergang Dresdens unmittelbar miterlebte als auch Zeuge der wilden Vertreibung der Deutschen aus Schlesien wurde. Dresden überlebte er knapp und widmete ihm die berühmten Worte: »Wer das Weinen verlernt hat, der lernt es wieder beim Untergang Dresdens.« Der eigenen Vertreibung kam der 83jährige durch seinen Tod am 6. Juni 1946 nur um Tage zuvor.

»Umstritten« – Drieu la Rochelle in der Pléiade

von Benedikt Kaiser

Der französische Schriftsteller Pierre Drieu la Rochelle wurde nun, exakt 67 Jahre nach seinem Freitod, in die renommierte Bibliothek der Pléiade aufgenommen. Dies gilt als postumer Ritterschlag und ist die Anerkennung des politischen Romanciers als Klassiker – eine Ehrbezeugung, die freilich nicht ohne kritische Nebengeräusche vonstatten ging. Kurz nach Bekanntgabe der Publikation einer entsprechenden Werkausgabe Drieu la Rochelles im zuständigen Traditionsverlag Gallimard titelte das auflagenstarke, linksorientierte Pariser Magazin *Marianne* abschätzig: »Un collabo au Panthéon«. Die Autorin des Artikels, die philosophisch versierte Kulturredakteurin Aude Lancelin, trägt Argumente gegen eine entsprechende Aufwertung Drieus zusammen.

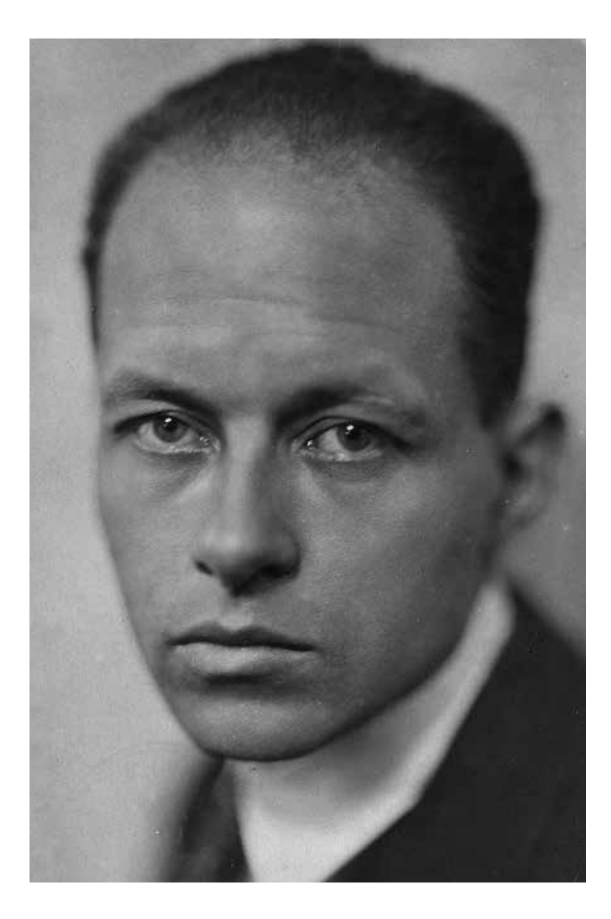
Tatsächlich glaubte der stets in maßgeschneiderten englischen Designeranzügen gekleidete Dandy just im Faschismus jene Weltanschauung zu erkennen, die das morbide Frankreich der Dritten Republik, das, wie Drieu meinte, hoffnungslos der Dekadenz erlegen sei, heilen könne. Dieser *Socialisme fasciste* war für ihn aber nur ein Werkzeug für die größere Vision, die ihn zeitlebens bewegte und fatalerweise in die Politik trieb: die europäische Einheit. Der in den zwanziger Jahren den Radikalsozialisten nahestehende Denker schrieb Essays wie »Mesure de la France« und »Genève ou Moscou«, bevor er – durch die Pariser Straßenschlachten des Februars 1934 in Ekstase versetzt – zu seiner eigenen, dezidiert paneuropäischen Interpretation der faschistischen Ideologie kam. Diese Weltsicht, zeitweise verbunden mit einer schwärmerischen Fehldeutung des Nationalsozialismus und durch die konkrete historische Situation der erwarteten und rasch eingetroffenen französischen Niederlage evoziert, führte Drieu in die Kollaboration.

Von faschistischer Theoriebildung ist indes im nun aufgelegten Prestigeband wenig spürbar. Die vom Ernst-Jünger-Übersetzer Julien Hervier und drei weiteren Forschern kundig eingeleitete, kommentierte und durch eine Bibliographie abgerundete Textsammlung umfaßt zehn essentielle Romane und Novellen des tragisch gescheiterten Autors; nur die ironisierende Darstellung der Sehnsucht nach dem großen Retter, *L'Homme à cheval* (in der deutschen Fassung *Der bolivianische Traum*), wird vermißt.

Die neugedruckten Schriften sind zwar größtenteils – auch für den deutschen Leser – einzeln zugänglich, besitzen aber in dieser konzentrierten bibliophilen Zusammenstellung einen außerordentlichen Reiz. Überdies konnten die Herausgeber einige bis dato unveröffentlichte Textstücke ausfindig machen. Während es sich etwa bei der Novellensammlung *La Comédie de Charleroi* und dem Familienroman *Verträumte Bourgeoisie* lediglich um kurze Passagen handelt, werden den Lesern bei Drieus Hauptwerk *Gilles* (dt. *Die Unzulänglichen*) immerhin drei vom Autor einst selbst gestrichene Kapitel zugänglich gemacht. Dieser autobiographisch beseelte Roman ist jenes literarische Werk Drieus, in dem die politische Entwicklung des in den Pariser Cafés und Salons beheimateten Schriftstellers faßbar wird. Von der Rückkehr Gilles Gambiers aus dem Ersten Weltkrieg bis hin zu seiner Verwandlung in den Freiwilligen »Walter«, der im Epilog des Romans in den Spanischen Bürgerkrieg eingreift und über eine Synthese aus europäischem Faschismus und Katholizismus sinniert, entfaltet sich ein Werk, in dem Drieu die Stimmung und Lebensverhältnisse des Pariser Intellektuellenmilieus jener Tage wiedergibt.

Die weiteren Stücke, u.a. das bekannte, weil von Louis Malle verfilmte *Irrlicht,* besitzen weniger explizite Ausführungen politischer Natur. Derartige Abhandlungen formulierte Drieu bevorzugt in prägnanten Zeitschriftenartikeln. Unter den zahlreichen Publikationsorten des engagierten Literaten befindet sich auch die eingangs genannte *Marianne* in Form ihrer gleichnamigen Vorgängerzeitschrift wieder. Freilich überwiegen unter den zwischen 1916 und 1944 mehr als 500 veröffentlichten Aufsätzen jene, die in rechten und später kollaborationistischen Organen wie *L'Émancipation nationale* (Doriot), *Je suis partout* (Brasillach) oder *La Gerbe* (Châteaubriant) publiziert wurden. Nicht zu vernachlässigen sind aber all jene Artikel und Berichte, die in der *Nouvelle Revue Française* – zeitweilig sogar von Drieu geleitet –, dem *Figaro* oder eben in der heute explizit Drieu-kritischen *Marianne* erschienen sind. Für diese einst von seinem Freund Emmanuel Berl herausgegebene Zeitschrift des linksintellektuellen Mi-

lieus reiste Drieu von Herbst 1934 bis Anfang 1935, also nach seinem faschistischen »Coming out«, durch Europa und übersandte seine Reiseeindrücke an die Pariser Redaktion. Diese sind, chronologisch geordnet und mit einigen hilfreichen Fußnoten versehen, in eine mehr als 400 Seiten umfassende Auswahl der politischen Publizistik Drieu la Rochelles aufgenommen worden, die (erneut) Julien Hervier und Jean-Baptiste Bruneau bearbeitet und herausgegeben haben. Die Europareise nimmt in dieser musterhaften Zusammenstellung eine zentrale Rolle ein. Drieu analysiert nicht nur mit frappierendem Einfühlungsvermögen die politischen und gesellschaftlichen Prozesse Ungarns und Italiens, sondern erkennt in der multiethnischen Tschechoslowakei einen besonderen künftigen Krisenherd. Mit deutlich spürbarer Sympathie für Edvard Beneš kritisiert Drieu die halbherzige Auseinandersetzung mit dem *problème allemand* und befürchtet dahin gehend, daß die Tschechoslowakei bei ihrer Überbewertung der ruthenischen und ungarischen Fälle sowie der analogen Vernachlässigung der sudetendeutschen Minderheitenproblematik mit dem Feuer spiele. Drieus originär antiimperialistischer Standpunkt in der Frage der Grenzrevisionen ist eine Konstante seines politischen Denkens. Ende 1938 wird er den Parti populaire français (PPF) des ehemaligen Arbeiterführers Jacques Doriot aufgrund dessen nachgiebiger Haltung gegenüber den deutschen Forderungen der Münchner Konferenz verlassen. Schade an dieser Stelle, daß Drieus entsprechendes Austrittsschreiben an den Führungszirkel der Partei nicht als erklärender Anhang hinzugefügt wurde. Aber auch ohne dieses Dokument wird in zahlreichen Artikeln deutlich, daß Drieus Bild des Nationalsozialismus ambivalent gewesen ist und daß er, zumindest vor der französischen Niederlage, romantisierende Einseitigkeiten zu vermeiden wußte. Einerseits rühmt Drieu, zurückgekehrt von einer Deutschlandreise (1936) und wiederum in *Marianne,* die nationalsozialistischen »Führerschulen« mit ihrer geistigen wie sportlichen Disziplin, dem Jugendkult, der Vitalität. Er erhofft sich diese Lebenskraft fern von Müßiggang und Komfort auch für die PPF-Jugend, wie anhand seiner späteren Berichterstattung zum Jugendkongreß seiner Partei fühlbar wird. Andererseits erkennt Drieu weitsichtig, ebenfalls 1936, die Wesensverwandtschaft der nationalsozialistischen und bolschewistischen Diktaturen, er bezeichnet Hitler und Stalin als »Wölfe« in »animalischer Nacktheit«, die sich »grausam zerreißen« werden. Der Faschismus ist zu diesem Zeitpunkt Drieus *Deus ex machina* zur Schaffung eines erneuerten und willensstarken Frankreichs; die letzte Hoffnung für eine Rettung vor den beiden Totalitarismen.



Drieu wird in der Textsammlung der politischen Publizistik zudem als Mensch greifbar, der zwischen seiner Leidenschaft Literatur und dem politischen Engagement zerrissen war. Das stellt er bemerkenswert offen selbst dar, wenn er im Gespräch mit einem *Je suis partout*-Reporter einräumt, daß er eigentlich niemals Maurice Barrès' Weg der doppelten Betätigung einschlagen wollte. Barrès, wichtiger Bestandteil von Drieus *famille spirituelle* und Autor eines vielbeachteten Romanwerks, hat es dabei bis heute nicht in die Pléiade geschafft. Ein Vergleich, den Aude Lancelin in ihrer Kritik nicht zu Unrecht heranzieht.

Dessen ungeachtet, schließen die *Textes politiques* eine weitere Lücke und sollten als ergiebiger Nachfolger der nur noch antiquarisch erhältlichen und zudem zeitlich deutlich eingeschränkten *Chronique politique 1934–1942* gelesen werden. Verbunden mit der Pléiade-Werkausgabe der Romane und Novellen, ist somit das Gros der wichtigsten Texte Drieu la Rochelles, literarischer wie politischer Natur, neu aufgelegt worden. Ob in Zeiten der europäischen Wirtschafts- und Sinnkrisen damit der Grundstein für eine gewisse Renaissance des Vernunft- und Gefühlseuropäers gelegt wurde, kann noch nicht abschließend gesagt werden; der Fundus, aus dem der geneigte Leser schöpfen kann, ist aber zweifellos vergrößert worden.

Pierre Drieu la Rochelle: *Romans, récits, nouvelles,* édition sous la direction de Jean-François Louette avec la collaboration de Hélène Baty-Delalande, Julien Hervier, Nathalie Piégay-Gros (= Bibliothèque de la Pléiade, Bd. 578), Paris: Éditions Gallimard 2012. 1936 S., 65.50 €
Pierre Drieu la Rochelle: *Textes politiques: 1919–1945,* présentation de Julien Hervier, éd. Jean-Baptiste Bruneau, Paris: Krisis 2009. 423 S., 24 €

Schöne Literatur

Leif Randt: *Schimmernder Dunst über Coby County,* Roman, Berlin: Berlin Verlag 2011. 191 S., 18.90 €

Es ist schon über ein Jahr her, daß dieser kurze Roman aus der Feder des 1983 geborenen Autors Leif Randt erschien. Aber es lohnt sich, diese Ich-Erzählung jetzt unter die Lupe zu nehmen. Man kann an ihr nämlich das abgleichen, was seit einigen Monaten als »Génération Identitaire« den Widerstand gegen die Lebenswirklichkeit in Zentraleuropa ausruft und dabei dezidiert sagt, daß es die Perspektive auf irgendeinen Drecksjob, auf ein überfremdetes Lebensumfeld und auf eine Zerrüttung jeder Hierarchie sei, die zur Feinderklärung gegen die Generation der 68er geführt habe.
In Randts Roman gibt es diese Wut nicht einmal im Ansatz. Coby County ist irgendeine von der Sonne und vom Reichtum verwöhnte Küstenstadt, eine Chiffre für eines jener Wohnviertel, in denen eine Generation heranwächst, der alles geschenkt wird: Ich-Erzähler Wim verbringt ein Leben, das nach einer ausgedehnten, vernünftig gemanagten Jugendzeit in einen unanstrengenden, gutbezahlten Job mündet. Man hat eine Beziehung, in der nichts leidenschaftlich, sondern alles befriedigend und abgeklärt abläuft. Man ist sich über sich selbst im klaren, man bewegt sich individuell und dennoch typisiert innerhalb eines Rahmens, in dem ein Generationengefühl ebenso seinen Platz hat wie die Eltern, mit denen man gut auskommt und lässig kommuniziert. Man hat ihnen nichts vorzuwerfen, sich selbst auch nicht, und auch nicht der Zeit, in der man lebt. Man hat nämlich eines begriffen: Die freiwillige Formierung durch den einzelnen ist das Konzept, das am besten funktioniert. Es ist eine Art Endstadium der »offenen Gesellschaft«. Toleranz ist ein Dauergefühl, das eigentlich nie auf die Probe gestellt wird: denn es gibt keine Abweichler mehr. Selbstreflektiert, unaufgeregt, angekommen – so sind die jungen Bewohner und die junggebliebenen Älteren. Jede Regung wird eingeordnet, keine Unvernunft zu weit getrieben, und bei den drei im Buch geschilderten Katastrophenszenarien (eine Hochbahn springt aus den Schienen, ein paar Villen stehen in Flammen und ein Sturm zieht auf) zeigt die angemessene Anteilnahme ihr vorbildlich staatsbürgerliches Gesicht: Man versammelt sich vor Bildschirmen, beklatscht die Aktionen der Rettungskräfte und verliert nie die Zuversicht, daß die Manöver gelingen werden. Für jeden Umstand abseits der Norm-Breite gibt es ein Verhaltensmuster, und als Wim in eine kleine existentielle Krise gerät, gibt ihm der freundliche Chef für ein paar Tage frei. Wim bricht auf: Er verläßt Coby County und fährt mit dem Zug ins Hinterland, bloß um am nächsten Bahnhof den Zug zurück zu nehmen – eine Karikatur jener »Heimkunft« nach einem Gang in die Fremde, von dem Hölderlin als einer der großen existentiellen Notwendigkeiten des Lebens sprach. In Coby County aber gibt es keine Not, und deshalb muß sie auch nicht abgewendet werden. Wenn jemand über den Strand läuft und das Gefühl hat, er könnte jeden Moment einbrechen, »als wäre da bloß Sand auf eine marode Kuppel gehäuft«, weil da »eine innere Gefahr herangewachsen ist, in den allermeisten von uns« – dann wird er als Neo-Spiritualist abgetan, als Spinner, den man natürlich trotzdem »total toleriert«. Es ist ebenso verblüffend wie lähmend, daß Wim sich über jede Nuance im klaren ist und dennoch ohne Spott oder Häme davon erzählt. Wenn er an seiner Mutter bemerkt, sie scheine »mit ihren Phrasen identisch zu werden«, weil sie »abgegriffene Formulierungen auf eine Weise« benutzt, »als wären sie gerade eben erst von ihr erfunden worden«, will er ihr sagen, daß sie altklug und bieder geworden sei – »aber ich kontrolliere mich und schweige«, und dann steigt er in die Trambahn, denn: »Wer immer nur läuft, macht sich zu unabhängig, der verliert vielleicht irgendwann den Bezug zur Gemeinschaft.« Das ist selbstverordnete Philanthropie zum Wohle aller, Temperaturkontrolle, Selbstnormung entlang einer verbindlichen Skala von Minimalregungen. Auch homosexuelle Erfahrungen hat hier jeder einmal gemacht, und Wim gibt auf geradezu naive Weise zu, daß er doch eher auf einen bestimmten Typ Frauen stehe, obwohl die Lehrer stets rieten, »daß wir nicht Äußerlichkeiten verfallen sollen, sondern realen Charakteren, unabhängig von class und race und gender.« Es ist diese bewußt gesetzte Unvereinbarkeit des aufgeklärten Geredes bei gleichzeitiger Verwendung der Überwältigungsvokabel »jemandem verfallen«, die den federnden, teils an Christian Krachts *Faserland* erinnernden Stil Leif Randts auf den Punkt bringt: schimmernder Dunst, Milchglasfenster. Woher sollte – bei so viel Aufgeklärtheit – noch rebellisches Potential kommen, woher überhaupt eine Begründung für ein ganz anderes Leben, ein echtes Gefühl? Hier sind doch alle identisch mit sich selbst, man hat alles unter Kontrolle, selbst vermeintliche Aussetzer, selbst den Brechreiz: »Insgeheim empfinde ich das Übergeben als rebellische Geste, als eine Art Befreiung von den Zwängen, mit denen ich lebe und die ich ja alle selbst zu verantworten habe.« Das ist dann »total angemessen«, indes: Wer so davon redet, steht vielleicht wirklich auf einer Kuppel aus Sand.

Götz Kubitschek

Der kurze Weg nach Westen

Karl Heinz Bohrer: *Granatsplitter. Erzählung einer Jugend,* München: Hanser 2012. 315 S., 19.90 €

Der Literaturwissenschaftler, Publizist und langjährige *Merkur*-Herausgeber Karl Heinz Bohrer ist im September 80 Jahre alt geworden. Im Vorfeld ist seine autobiographisch inspirierte *Erzählung einer Jugend* erschienen. Wer eine trocken-akademische Prosa befürchtet hatte, ist widerlegt. Die Erzählung setzt 1939 oder 1940 ein – so genau weiß der Autor es nicht mehr –, als die Kinder in den Straßen Kölns Granatsplitter auflesen, die nachts vom Himmel regnen und in den schönsten Farben schillern. Den »Jungen« – wie der Held der Erzählung durchweg genannt wird – erinnern sie an den Schmuck der Mutter. Doch ihre gezackten Kanten sind gefährlich. »So ein Stück scharfes Metall in die Hand zu nehmen war genauso, wie wenn man das Wort ›Krieg‹ hörte«. Bohrer exemplifiziert hier in kindgerechter Form den »gefährlichen Augenblick«, den er in der *Ästhetik des Schrekkens,* seiner Habilitationsschrift zum Frühwerk Ernst Jüngers, thematisiert hat. Dieser plötzliche Augenblick durchbricht das Kontinuum der Zeit, pulverisiert Gewißheiten und verbindet epiphanische mit dezisionistischen Elementen. Blitzartig überkommt auch den Jungen die Erkenntnis: »Krieg war also etwas Grausames.« Es gibt weitere starke Passagen, etwa die Schilderungen des bürgerlichen Elternhauses. Dem Vater, einem Nationalökonomen, sind die Nationalsozialisten ästhetisch, habituell, politisch tief zuwider. Die attraktive, etwas leichtlebige Mutter hofft, als Schauspielerin entdeckt zu werden. Sie ist zu Kompromissen bereit, verfügt aber letztlich über unverrückbare Grundsätze. Das alles wird geradezu beiläufig, ohne pädagogische Absicht und deswegen mit eindringlicher Wirkung erzählt. Nach dem Krieg wird der Junge im Schulinternat Birklehof im Schwarzwald untergebracht, das zuletzt Ulrich Raulff im George-Buch *Kreis ohne Meister* in den Blickpunkt gerückt hat. Bohrer verzichtet auf die biographische Identifizierung von Lehrern und Mitschülern, die später zur bundesdeutschen Prominenz gehören. Es gehe ihm nur um die »Darstellung der Atmosphäre und der Gedanken einer vergangenen Zeit«, begründet er in einem kurzen Nachsatz seine Zurückhaltung. Die Lektüre von Eugen Kogons Buch *Der SS-Staat* gerät zur geistigen Abrechnung mit dem Nationalsozialismus, und nachdem er Arthur Koestlers *Sonnenfinsternis* gelesen hat, kann er kein Kommunist mehr werden. Die Beschäftigung mit den griechischen Tragödien bieten ihm die Möglichkeit, das subjektive Erleben von Krieg und Schrekken zu transzendieren und gleichzeitig die Gegenwart von einem außerhalb liegenden Standpunkt zu betrachten. Sowohl der spätere Literaturwissenschaftler wie der Zeitanalytiker kündigen sich an. Erzählerisch stärker ist der dritte Teil, der vom ersten Englandaufenthalt 1953 berichtet. Die Gastgeber in London gehören einer gehobenen Gesellschaftsschicht an, sprechen ausgezeichnet Deutsch und kennen Deutschland von zahlreichen Kulturreisen. In London teilt sich dem Studenten aus Deutschland die nachwirkende Kraft des britischen Empires mit. Während Indien für ihn kaum mehr bedeutet als ein exotisches Märchen, stellt es für die Briten die Gegenwart und für einige sogar eine konkrete Erfahrung dar – greifbarer Unterschied zwischen der landgebundenen Mittel- und der einst seebeherrschenden Weltmacht! Der Eindruck auf den jungen Englandreisenden ist tief, weshalb das Ende des Buches überrascht. Während die englische Küste am Horizont verschwindet, lautet die – angeblich – spontane Bilanz: »Daß etwas für immer endgültig verschwindet, nicht als Ort, aber als Zeit, das empfand er in diesem Augenblick zum erstenmal.« Dagegen spricht jedoch der elegische Gestus des Textes, in dem sich der Versuch Bohrers ausdrückt, dem einstigen Glück in der Erinnerung erneut habhaft zu werden. Der zweite Zweck des schroffen Schlußsatzes besteht darin, von den subkutanen Parallelen abzulenken, die das England-Kapitel zu den emphatischen Berichten aufweist, die junge Intellektuelle aus Westeuropa in den 1920er und frühen 1930er Jahren über ihre Reisen in die Sowjetunion verfaßten. Die kommunistische Schriftstellerin Anna Seghers behauptete 1930, dort den »Originaleindruck« von einer neuen Gesellschaft empfangen zu haben. Den Begriff hatte sie aus Goethes *Wilhelm Meisters Wanderjahre* entlehnt, wo an einer Stelle vom »ersten Aufblühen der Außenwelt« die Rede ist, das sich dem jungen, noch unverbildeten Menschen mitteilt und ihn fürs Leben prägt. In Wahrheit verfügten die Rußlandreisenden genausowenig wie Bohrer über die naive Unbefangenheit, die Goethe meint. Die einen wollten in der Sowjetunion ihre Hoffnung auf eine gesellschaftliche Alternative bestätigt sehen, und für Bohrer waren die Engländer, seit er die deutschen Soldaten »müde und ausdruckslos« als Gefangene abgeführt sah, »sozusagen die Ersatzsieger«. In ihrer »ruhigen Selbstsicherheit« bewegten sie sich, als seien sie »immer schon Sieger gewesen«. Nun darf er sich ihnen zugehörig fühlen, ein wenig zumindest. So ist das Buch auch der Bericht über eine gelungene *Westernization.*



Thorsten Hinz

Von Weizsäckers Komplex

Thorsten Hinz: *Der Weizsäcker-Komplex – eine politische Archäologie,* Berlin: Edition JF 2012. 356 S., 19.80 €

»Übers Niederträchtige, niemand sich beklage. Denn es ist das Mächtige, was man dir auch sage.« Wer – Goethe zitierend – mit diesen Worten beginnt, der signalisiert seine Bereitschaft, an Grenzen zu gehen. Bereits seit Jahren führt Thorsten Hinz eine facettenreiche intellektuelle Auseinandersetzung mit der Familie Weizsäcker. Das gilt besonders für die beiden bekannten Amtsträger dieses Namens: Ernst von Weizsäcker, Staatssekretär im Auswärtigen Amt von 1938–1943 und Richard von Weizsäcker, Bundespräsident von 1984–1994. Jetzt hat Hinz ein Buch vorgelegt, das den »Weizsäcker-Komplex« gründlich aufarbeitet. Mit diesem Begriff sind sowohl eine verwickelte und umfangreiche Angelegenheit als auch ein mentales Defizit angesprochen. Die Weizsäckers haben für Hinz die deutsche Zeitgeschichte und das defizitäre Nationalbewußtsein der Gegenwart an prominenter Stelle mitgeprägt. Sie stellen gewissermaßen ein Symbol für die ganze Misere dar. Wie tief dies in der Familiengeschichte angelegt war, zeigte sich 1945. Ernst von Weizsäckers Chef, Ribbentrop, war damals bereit, Verantwortung zu übernehmen. Nicht für die verlogenen Vorwürfe, mit denen ihn die Alliierten vor Gericht überzogen, aber allgemein. Millionen Menschen seien in diesem Krieg gefallen, schrieb er angesichts des drohenden Todesurteils im Nürnberger Prozess an seine Familie. Er sei daher – Siegerjustiz hin oder her – innerlich bereit, ebenfalls zu fallen. Einen solchen Gedanken des Tributs an die eigene Verantwortung und Teilhabe am Schicksal der Nation entwickelten die Weizsäckers offenbar zu keinem Zeitpunkt. Das Ziel von Vater und Sohn war es, aus dieser Veranstaltung buchstäblich »nicht nur sauber, sondern rein« herauszukommen. Kaum irgendwo trifft die Formel von den »Persilscheinen« besser zu. Das Netzwerk um Ernst von Weizsäcker stellte sie sich großzügig gegenseitig aus.

Zu den faszinierendsten Kapiteln gehört es deshalb, wenn Hinz den Andeutungen, den kleinen Unwahrheiten und den vielen Erinnerungslücken nachgeht, die von den Weizsäckers in ihren Selbstdarstellungen hinterlassen wurden. Eine kleine Unwahrheit war es, wenn der Sohn dem Vater attestiert, »zu Beginn des Jahres 1933« sein Amt als Botschafter in der Schweiz angetreten zu haben. Das klang nach einer Entscheidung, die nicht die Regierung Hitler gefällt haben konnte. Tatsächlich trat Ernst von Weizsäcker sein Amt erst im August 1933 an. Richard von Weizsäckers Angaben widersprechen der Chronologie und »wohl auch seinem Wissen«, wie Hinz trocken anmerkt.

In den Bereich der Lücken gehört das Schweigen der Weizsäckers über die Vorgeschichte des »Admiral«, jenes kleinen Palais, in das die Familie 1939 einziehen »mußte«, wie der Vater in seinen Erinnerungen schreibt. Ein »Berliner Haus«, das 1943 leider einem Bombenangriff zum Opfer fiel, wie der Sohn ergänzt. Daß dieses prachtvolle Gebäude mit großem Garten und in allerteuerster Lage dem jüdischen Bankier Hans Fürstenberg gehörte, bis der 1938 das Land zu verlassen und das Haus an den deutschen Staat zu verkaufen gezwungen war, schrieb und sagte keiner von beiden. Die »erinnernde Reflexion«, die Weizsäckers wortreich von den Deutschen einfordern, mache, so Hinz, an der eigenen Türschwelle halt. Er spürt auch den Widersprüchen über die berufliche Laufbahn von Vater und Sohn nach, die sich bei genauem Hinhören aus deren eigenen Angaben erschließen lassen. Ernst von Weizsäcker scheint in seiner Laufbahn bei der kaiserlichen Marine mehrfach zurückgesetzt, wenn nicht sogar formal degradiert worden zu sein. Seine Nachkriegsübernahme in den Dienst des Auswärtigen Amts erfolgte ohne die erforderliche Qualifikation und als absoluter Einzelfall. Das läßt Protektion vermuten. Nicht eindeutig geklärt sind auch die Umstände von Richard von Weizsäckers Verhalten bei Kriegsende 1945. Hinz zeichnet Weizsäckers fragwürdige Selbstdarstellungen zu diesem Thema nach, die zu dessen Präsidentenzeit zu einer öffentlichen Debatte führten. Hinz vermutet, Weizsäcker sei wegen seines prominenten Namens von seinem Vorgesetzten die Chance gegeben worden, sich aus Ostpreußen abzusetzen, und sei dann der Truppe ferngeblieben – weniger schön gesagt: desertiert. Weizsäcker selbst hielt an der Version fest, er sei wegen einer Verwundung evakuiert und dann von Potsdam zur Erholung an den Bodensee geschickt worden, wo er sich ordnungsgemäß »selbst demobilisiert« habe und irgendwie um die Kriegsgefangenschaft herumkam. Dieser Version fehlt jede Plausibilität.

Man legt das Buch beeindruckt aus der Hand. Beeindruckt zum einen von der Leistung des Autors und der Qualität seiner Arbeit. Hinz geht in der Tat an Grenzen, bleibt aber jederzeit souverän. Beeindruckt bleibt man aber auch von den Mitgliedern der Familie Weizsäcker und ihrem zähen Festhalten am eigenen, »geheuchelten Elite-Anspruch« (Hinz).

Es ist ihnen möglich gewesen, den Mantel so fein justiert nach dem Wind zu hängen, daß lange Zeit der Eindruck von Noblesse zurückblieb. Das ist eine Leistung eigener Art. Im Wirbel der Kollektivschuldvorwürfe an das deutsche Volk, durch deren Begünstigung Richard von Weizsäcker seiner Präsidentschaft Glanz verlieh, wird sie vergehen.

Stefan Scheil

Bitte in Kalbsleder binden!

Jörg Magenau: *Brüder unterm Sternenzelt. Friedrich Georg und Ernst Jünger,* Stuttgart: Klett-Cotta 2012. 320 S., 22.95 €

Der ehemalige *taz*-Redakteur und heutige freie Autor Jörg Magenau (Jahrgang 1961) hat über die Gebrüder Jünger eine Art Doppelbiographie verfaßt, mit der nicht recht etwas anzufangen ist. Die Lektüre entließ den Rezensenten müde, er verspürte keinen Drang, sich gegen die sanfte Okkupation der Jüngers durch Magenau zur Wehr zu setzen. Ein angenehmes Buch – es atmet so recht den Geist jener Normalisierungsmaschine namens Jünger-Gesellschaft, die seit Jahren bei Wilflingen gutbürgerliche Tagungen abhält und dabei von vornherein alles Explosive am Werk der Brüder ablöscht. Aber dies wird den beiden publizistischen Radikal-Denkern nicht gerecht: Die Jüngers standen nicht abseits, als es um die Revision der Niederlage von 1918 ging, sondern verfaßten Texte und Abhandlungen, die auf Mobilmachung, Systemüberwindung und nationale Erneuerung zielten. Als Ernst Jünger seine frühen Veröffentlichungen nach 1945 entschärfte, sprang sein Sekretär Armin Mohler dazwischen und äußerte offen Kritik an dieser Praxis: Jünger habe kein Recht, seine Texte umzuschreiben, da Hunderte junger Männer unter dem Eindruck der Lektüre ihr Leben geändert und – vom Ich absehend – Dienst an der »Arbeiter«-Gestalt geleistet hätten, und zwar bis hin zum namenlosen Tod im Krieg.

Die Jünger-Gesellschaft möchte diese Jüngers, diesen Geist vergessen machen, und Jörg Magenau macht dasselbe, wenn er die beiden Brüder aus der konkreten, harten Wirklichkeit in eine seltsam extraterrestrischen Sphäre entrückt: Man ist nicht so recht auf dem Planeten zu Hause, in dessen Knochenmühle mal der Fuß, mal die Schulter, mal die halbe Existenz geraten. Ernst und Friedrich Georg – ein Sternenzelt ist über diese staunenden Sucher aufgespannt, und Peterchens Mondfahrt beginnt: Da wird nach Käfern geklopft, ein Vertiko in den Ofen geschoben, in der Sonne gelegen und morgens – man liest es zum hundertstenmal – eine kalte Badewanne bestiegen. Die Alemannische Fastnacht spielt ein große Rolle, der Hausherr hilft bei Wohnortwechseln keinen Strich, Friedrich Georg hat Schreibhemmungen, Ernst depressive Tage, und katholisch ist er auch noch geworden, wobei er ein eigenes Glaubensbekenntnis entworfen hat, das auch in Magenaus Buch noch einmal in voller Länge abgedruckt ist und in dem Zwerge vorkommen.

Magenaus Buch ist vor allem ein Exzerpt aus dem noch unveröffentlichten Briefwechsel der Brüder, dieser Menschen wie ich und du. Für die Kalbslederausgabenleser, die sich nach Harmlosem sehnen, ist das genau die richtige Lektüre. Für jeden, der weiß, was Magenau nicht erzählt, ist das Buch ein Ärgernis: Es ermüdet und es ist eine Vereinnahmung.

Götz Kubitschek

Fleischeslust

Florian Asche: *Jagen, Sex & Tiere essen. Die Lust am Archaischen,* Melsungen: Neumann-Neudamm 2012. 191 S., 16.95 €

Florian Asche, Anwalt mit Spezialgebiet Jagdrecht, hatte schon länger den Verdacht, daß es eine Verbindung gäbe zwischen Jagd und Sex. Beides sind Triebe, die im Archaischen wurzeln und heute nach rationalen Begründungen heischen. Klar, wir konsumieren Fleisch – so oder so – wie seit Urzeiten und darüber hinaus. Doch sowohl Magen als auch Unterleib finden häufig Sättigung an Surrogaten, an entfremdetem Gut: Die Masse konsumiert Mastvieh und Pornos. Daneben: der Trend zum Vegetariertum und zum enthaarten Körper, zur Abwendung von allem »Tierischen«. Verdient es die Fleischeslust nicht, (re)kultiviert zu werden, befreit von Verbrämungen und unschönen Einzwängungen, vom Dasein als Konsumgut? Für Asche lag es nah. Dann besuchte er diese Jagdmesse. Neben ihm ein jägergrünes Pärchen in geschlechtsneutralem Einheitsaussehen. Deutet er auf den Stand mit dem Wildschinken: »Hascht Luscht?« Nein, den Themenkomplex Jagd/Erotik mußte man wohl nicht verdichten, so Asche verdrossen.

Und doch überwog der Reiz, die aseptische Mauer zwischen Wildtiermanagement und dem anderen Vergnügen einzureißen. Rund 350000 Jäger zahlen in Deutschland jährlich 500 Millionen Euro Jagdpacht. Und wozu? Um den Wegfall des Großraubwildes zu ersetzen? Um Seuchen vorzubeugen und Wildschäden in Schach zu halten? Zur Biotoppflege? Ja, dies alles. Die Jägerei als »menschliche Geisteskrankheit« (Theodor Heuss) steht hierzulande unter enormem Rechtfertigungsdruck. Spießiger Traditionsmuff umgibt sie. Tierrechtlern gilt die Jagd als »Blutsport«, als unvereinbar mit den Notwendigkeiten moderner Gesellschaften. Darum steht bei den Grünröcken die Schublade der rationalen, politisch korrekten Begründungen weit offen: Das Argumentationsmuster ist so nachvollziehbar wie defensiv. Sexy sind solche Rechtfertigungsversuche selten. Asche wagt die Offensive. Sein Essay zur Verteidigung des »Archaischen« ist ein geglückter, flott lesbarer Versuch.

Wir jagen nicht, um das ökologische Gleichgewicht zu erhalten, wir vögeln nicht, um der demographischen Misere ein Ende zu machen. Asche greift kulturgeschichtlich aus und richtet seinen Blick auf neuzeitliche Phänomene, um seiner Sache auf den Grund zu gehen. Er findet erstaunliche Parallelen. Analog zu Bordellen und

Hardcore-Pornos kennt er das käufliche Jagdglück und den »Bleiporno«, bei dem auf angreifendes Großwild geschossen wird. Auch der Markt der Sexspielzeuge spiegelt sich im Waidmännischen; mancher Grünrock schleppt kiloweise Spezialutensilien mit sich, Lasermeßgeräte, Photofallen. Der Bereich der Archaik, den Asche verteidigt, ist hier verlassen. Ist die Jagd eigentlich ein exklusives Männerding? Asche legt sich nicht wirklich fest. *Die Jägerin,* den vielsagenden Roman (1940) des NS-Schriftstellers Hans Friedrich Blunck, erwähnt er nicht. Als Abspann liefert er eine Bildergalerie Prominenter, in denen sich Jagdlust und Sex-Appeal bündeln sollen. Darunter finden sich neben Wladimir Putin und Sascha Hehn auch Prinzessin Caroline (»Schönheit, Stil und Erotik«) und die finnische Ministerpräsidentin Mari Kiviniemi (»feminines Gespür für Teamarbeit«). Als Unisex-Thema geht Asche seine gelegentlich ungezügelt galoppierenden Betrachtungen dennoch nicht an. Immerhin ist sein Essay gespickt mit Phantasien und Beobachtungen, bei denen ein »wippender Busen«, »C-Körbchen«, »Knackpos« und Brüste, die »im Takt des Hochsitzsägens« wogen, tragende Rollen spielen. Also doch, ein Männerbuch, definitiv. Weshalb ihnen die Freude nehmen?

Ellen Kositza

Der Ottmann

Henning Ottmann: *Geschichte des politischen Denkens,* Bd. 4/2: *Das 20. Jahrhundert: Von der Kritischen Theorie bis zur Globalisierung,* Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler 2012. 418 S., 19.95 €

Einen fast singulären Stellenwert auf dem Felde der Kultur- und Sozialwissenschaften nimmt Hennig Ottmanns neunbändige *Geschichte des politischen Denkens* ein. Sie präsentiert in einer plastischen Synopse auf über dreieinhalbtausend Seiten politische Philosophie vom griechischen Mythos bis zur unmittelbaren Gegenwart. Der »Ottmann«, wie er bald genannt werden wird, ist damit für lange Zeit das maßgebliche Standardwerk nicht nur für Studenten der politischen Wissenschaft und der Ideengeschichte, sondern für alle Interessierte, die sich einen Überblick über den Forschungsstand der Disziplin verschaffen wollen. Auffallend ist – um nur zwei Punkte herauszugreifen –, wie ausführlich die Dichter berücksichtigt werden, von Homer bis Thomas Mann. Ferner ist auf Ottmanns ausgewogenen Blick auf die Philosophie von Antike und Moderne zu verweisen. Er vermeidet Antikizismus wie Modernitätsglorifizierung und erfüllt somit die (bonmotartig vorgetragene) Forderung Odo Marquards nach einem »Modernitätskonservatismus«. Im abschließenden Band, der von der Kritischen Theorie bis zur Globalisierung reicht, versammelt der Verfasser eine Vielzahl von Theoretikern, vornehmlich aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Im einzelnen werden ausführlich die Vertreter von Existenzphilosophie und Existentialismus, der Frankfurter Schule, des Kritischen Rationalismus, des Feminismus und Utopismus, der Postmoderne, des Kontraktualismus wie Kommunitarismus abgehandelt, schließlich auch die Debatte um Demokratie und Globalismus. So finden sich weltweit rezipierte Autoren wie Habermas und Rawls neben eher weniger bekannten wie Ursula K. Le Guin und Marge Piercy. Zu bemerken ist der gewohnt gut lesbare Stil, aber auch die ausgezeichnete didaktische Vermittlung (teilweise mittels Tabellen und Graphiken), weiterhin die gelungene Auswahl an Primär- und Sekundärliteratur. Ottmanns Werk steht somit wie ein Berg in der politikwissenschaftlichen Landschaft.

Felix Dirsch

Die Grünen sind schuld!

Manfred Güllner: *Die Grünen. Höhenflug oder Absturz?,* Freiburg i. Br.: Herder 2012. 180 S., 16.99 €



Wenn der Gründer und Chef des Meinungsforschungsinstituts forsa, Manfred Güllner, ein Buch schreibt, erwartet man graphisch aufbereitete Stimmungsbilder zum gewählten Thema. In dieser Hinsicht wird der Leser nicht enttäuscht, Güllner fördert Erhellendes über die Grünen und ihre Wähler zutage, ohne seine steile These belegen zu können. Die These lautet verkürzt: Die Grünen sind an allem schuld. Etwas differenzierter: Es gibt einen Zusammenhang zwischen den Wahlerfolgen der Grünen und der immer geringer werdenden Wahlbeteiligung. Daraus leitet Güllner eine Gefährdung der bundesrepublikanischen Demokratie ab. Er geht dabei von einem Vergleich mit anderen Ländern aus, in denen es weder eine starke grüne Partei gibt noch einen derartigen Abfall der Wahlbeteiligung. Güllner versucht nicht, seine Abneigung gegen die Grünen zu verbergen, sondern läßt seiner Empörung freien Lauf. Er verübelt den Grünen, daß ihr gesellschaftlicher Einfluß wesentlich größer ist, als er es nach ihrem Wähleranteil sein dürfte. Insofern würde eine Minderheit über das Schicksal der Mehrheit bestimmen. Er sieht diese Tendenz bereits in der Gründung der Grünen angelegt: Sie seien nicht aufgrund eines Problemdrucks entstanden, den Güllner den 68ern fraglos zugesteht, sondern aus grundsätzlicher Opposition gegen das herrschende System. Bei der Hochschätzung, die Güllner den sogenannten Volksparteien entgegenbringt, ist dieser Vorwurf fragwürdig, da zumindest die SPD einen ebensolchen Ursprung hat. Aber nicht nur hier mißt Güllner mit zweierlei Maß, sondern an vielen Stel-

len. Die Schlüsse, die er daraus zieht, sind deshalb selten überzeugend. Polemisch wird Güllner, wenn es darum geht, alle Fehlentwicklungen der letzten dreißig Jahre den Grünen anzulasten. Sie hätten einen moralischen Druck auf die Volksparteien ausgeübt, der zu all den Absurditäten wie »E10« und Hausdämmung geführt habe. Richtig ist, daß die Grünen über einen großen Rückhalt in Medien und Wissenschaft verfügen. Ob der jedoch ausreicht, um die Folgsamkeit der Volksparteien zu erklären, darf bezweifelt werden.

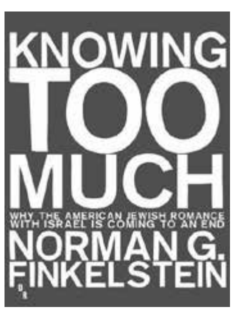
Güllner geht es darum, aus der Herrschaft der grünen Minderheit ein zweites Weimar an die Wand zu malen. Die Leute würden nicht mehr wählen gehen, weil sich die Volksparteien der grünen Ideologie angeglichen hätten. Die näherliegende Erklärung, daß die Wähler dieser Parteienoligarchie, bei der egal ist, wer gerade regiert, grundsätzlich überdrüssig sind, diskutiert Güllner nicht einmal. Dabei war der Anlaß für dieses Buch, daß Güllner im September 2011 über die hohe Wahlbeteiligung in Dänemark erstaunt gewesen sei. Dazu fiel ihm ein, daß es dort keine mit den Grünen vergleichbare Partei gebe. Daß dort eine wählbare rechte Partei, die Dänische Volkspartei, existiert, verschweigt er. Es ist wenig überzeugend, den Grünen ihre Erfolge vorzuwerfen und gleichzeitig das System, in dem sie diese erringen konnten, nicht in Frage zu stellen.

Erik Lehnert

Ehekrise zwischen USA und Israel?

Norman G. Finkelstein: *Knowing Too Much: Why the American Jewish Romance with Israel Is Coming to an End,* New York: Or Books 2012. 472 S., ca. 16 €

In diesem brillant formulierten Buch liefert Finkelstein eine kluge Analyse der geistigen Entwicklung der jüdischen Intellektuellen in Amerika, die traditionell linksliberal gewesen sind und deshalb Unbehagen mit der Politik des Staates Israel empfinden, zumal die demokratischen und progressiven Neigungen der Mehrheit der amerikanischen Juden mit der aggressiven Politik Benjamin Netanjahus nicht in Einklang stehen. Somit ist Spannung zwischen der eigenen liberalen Weltanschauung und der ethnisch-religiösen Loyalität gegenüber Israel entstanden. Finkelstein zeigt mit Zitaten und Vergleichen, daß zahlreiche prominente Juden in Amerika auf Distanz zu Israel gehen und ihre Sorgen in einflußreichen Publikationen äußern – dabei geht es nicht nur um bekannte Mahner wie Noam Chomsky und Aryeh Neier, sondern um bisher politisch korrekte Intellektuelle. So konstatierte Peter Beinart an prominenter Stelle: »Seit Jahrzehnten hat das jüdische Establishment erwartet, daß amerikanische Juden ihr liberales Ethos vor der zionistischen Tür lassen, und nun stellt es mit Schrekken fest, daß junge Juden lieber ihre Sympathie für den Zionismus kündigen«. David Remnick berichtete 2011 in *The New Yorker* über eine Begegnung mit Netanjahus Vater: »Noch nie hatte ich an derartigen reaktionären Tischgesprächen teilgenommen … Die Verachtung gegenüber Arabern, liberalen Israelis und allen Amerikanern links der Neo-Konservativen war atemberaubend.« Obwohl Finkelstein Politikwissenschaftler und kein Jurist ist, versteht er das Wesentliche vom Völkerrecht und den Menschenrechtskonventionen. Er kennt die relevanten UN-Resolutionen wie kaum ein anderer. Dabei stützt er sich auf Berichte von Amnesty International, Human Rights Watch und B'Tselem (Israelisches Zentrum für Menschenrechte in den besetzten Gebieten). Er identifiziert sich mit den Argumenten des Internationalen Gerichtshofs (Advisory Opinion, 2004), der die Mauer in Palästina als völkerrechtswidrig verurteilte, und kontrastiert sie gegen die Urteile des israelischen Obersten Gerichtshofes, die Finkelstein »disingenous« (unaufrichtig) nennt, weil sie jene »Security barrier« (Euphemismus!) für völkerrechtsgemäß halten. Finkelsteins Analyse steht in Einklang mit Jimmy Carters *Palestine Peace Not Apartheid,* das die undemokratischen Praktiken der israelischen Regierung anprangert, vor allem die Intransigenz von Sharon und Netanjahu. Finkelstein nuanciert die Perspektive von Mearsheimer/Walt in deren Bestseller *The Israel Lobby,* sowie von Stephen Sniegorski in *The Transparent Cabal.* Nach Finkelstein war und ist der tatsächliche Einfluß der jüdischen Neo-Konservativen nicht entscheidend, etwa beim Angriff auf den Irak 2003. Finkelstein zeigt, daß wichtige politische Entscheidungen in Amerika getroffen werden, um wirtschaftlichen und geopolitischen Interessen zu dienen, und nicht, weil »Juden« es wollen, obwohl zweifelsohne eine Holocaustindustrie besteht und gedeiht, wie Finkelstein in seinem berühmten Buch 2001 ausführlich bewies. Als Beilektüre gilt sein treffsicheres Buch *Antisemitismus als politische Waffe. Israel, Amerika und der Mißbrauch der Geschichte* (2006). *Knowing Too Much* ist methodisch gut recherchiert und konsequent dargelegt, wenngleich so polemisch, wie es bei Finkelstein zu erwarten ist. Obwohl Sohn von KZ-Häftlingen, ist er unter Israel-Apologeten (nicht nur unter Juden!) verschrieen – ein üblicher Umgang mit Propheten. So verlor Finkelstein seinen Professorenposten in Chicago wegen seiner politischen Unkorrektheiten, obwohl er ein enorm populärer Lehrer war und mehr wissenschaftliche Publikationen als andere Professoren aufweisen konnte. Finkelstein schreibt, was viele nicht hören wollen. Manche Leser werden nicht überzeugt sein (aus Wunschdenken heraus?), vor allem bezüglich einer von



Finkelstein postulierten Wende in Amerikas Ehe mit Israel. Finkelstein zeigt, daß Bewegung im Gange ist und daß das menschenrechtswidriges Verhalten Israels eine Desillusionierung bei führenden amerikanischen Juden zur Folge gehabt hat. Und daß Washington diese Distanzierung allmählich spürt.

Alfred de Zayas

Sieben Stunden, vierzehn Minuten – täglich

Manfred Spitzer: *Digitale Demenz. Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen,* München: Droemer 2012. 368 S., 19.99 €

Das ist schon was: Mit Manfred Spitzers Warnung vor der »digitalen Demenz« hat ein Buch die obersten Ränge der Verkaufslisten gestürmt, das keinesfalls einen moderaten Ton anstimmt. Der bedeutende Hirnforscher lädt nicht zur Mäßigung vor der Glotze und an den Schaltknöpfchen der Spielautomaten ein. Er nennt keine empfehlenswerten Computerspiele, er beziffert keine Zeitzonen, innerhalb derer die Beschäftigung mit der virtuellen Welt tolerabel (oder gar günstig) wäre. Nein, Spitzer, sechsfacher Vater, sagt ganz radikal: Jede vor dem Bildschirm der digitalen Medien verbrachte Stunde ist für Kinder vergeudete Lebenszeit. Der Psychiatrieprofessor argumentiert sprachlich bisweilen reichlich hemdsärmelig (was das Buch publikumsfreundlich macht), aber er hat die Wissenschaft auf seiner Seite. Man will es kaum glauben: Sieben Stunden und vierzehn Minuten täglich verbringen deutsche Neuntkläßler im Durchschnitt vor dem Fernsehen, dem Video, dem Internet und vor Computerspielen. Die Mattscheibe des Smartphones ist dabei nicht mal einbezogen. Ungläubig rechnet man nach, zählt Wochenend- und Ferienzeiten hinzu und glaubt am Ende der Bilanz. Wohl keiner kann besser und glaubwürdiger erklären als Spitzer, was solche 50-Stunden-Wochen mit dem jugendlichen Gehirn machen. In vierzehn Kapiteln legt der Hirnforscher dar, inwiefern vorgeblich pädagogisch wertvolles Baby-TV, der Computer im Klassenzimmer, das Freizeitvergnügen in »sozialen Netzwerken« und auf welche Weise das sogenannte Multitasking, die Möglichkeit des »Abspeicherns« (also Auslagerns aus der aktiven Tätigkeit) und Ballerspiele die neuronalen Netzwerke beeinflussen. Das Gehirn ist ein plastisches, flexibles Organ, es verändert sich gemäß seiner Beanspruchung. Unter dem Dauerfeuer der Impulse bahnen sich »Trampelpfade« durch das Hirn, die relativ unveränderbar sind. Ein Jugendlicher, der seine Aktivitäten größtenteils ins »Netz« verlagert, anstatt durch Sport, Theater, papierne Lektüre oder Handwerk seinen Willen, seine Kreativität und Meinungsbildung zu schulen, wird ziemlich sicher seine affektive Selbstkontrolle einbüßen. Streßsymptome (wie Depressionen und Schlaflosigkeit), soziale Auffälligkeit und Schulprobleme stehen als sichere Folgen bevor. Spitzer malt keineswegs freihändig den Teufel an die Wand, er operiert mit einer Vielzahl wissenschaftlicher Studien und untermalt die Folgen der digitalen (Hyper-)Aktivität mit eigenen Graphiken, die den angeschlagenen Alarmton untermauern.



Bisweilen untergräbt Spitzers polternde, wenn auch meist sympathische Radikalität die Nachvollziehbarkeit: Daß die Google-Suche einen Nutzer, der auf dem gesuchten Gebiet bislang ahnungslos ist, ratlos zurücklasse, stimmt definitiv nicht. Susanne Gaschke hatte sich – ohne in ihren Schlußfolgerungen moderater zu sein – 2009 bereits gründlich und womöglich eloquenter mit digitalen Verdummungstendenzen auseinandergesetzt (*Sezession* 30/2009). Gaschkes vortreffliches Buch fehlt in Spitzers Literaturliste, dafür finden sich dort Verweise auf 28 Spitzersche Publikationen. Klar, der Mann ist vom Fach! Für Eltern, die ihre Kinder ohnehin vernünftig erziehen – also unter weitestgehender Umschiffung digitaler Ablenkmedien –, bietet das Buch vor allem eine Bestätigung und eine fundierte Argumentationsgrundlage. Die konkreten Tips zum adäquaten Hirntraining, die Spitzer bietet, mögen banal erscheinen, sind aber goldrichtig: Kleine Kinder profitieren von simplen Fingerspielen mehr als von Laptops im Kindergarten! Stete Übungen der Selbstkontrolle (erst ein Lied, auch wenn der Kuchen auf dem Tisch noch so lockt) dienen der Immunisierung gegen Streß! Singen Sie viel und laut!

Ellen Kositza

Rationalität als Erfolgsgeschichte

Silvio Vietta: *Rationalität. Eine Weltgeschichte: Europäische Kulturgeschichte und Globalisierung,* München: Wilhelm Fink: 2012, 412 S., 39.90 €

Rationalität ist wohl die wesentliche Kategorie der philosophischen Reflexion. Folgerichtig hat man die Entwicklung des abendländischen Nachdenkens als jahrhundertelange Tendenz vom »Mythos zum Logos« (Wilhelm Nestle) gedeutet.
Der Kulturhistoriker Silvio Vietta, der Rationalität als »kausallogisches, kalkulativ-rechnerisches Denkvermögen« bestimmt, erörtert die Problematik aus historischer wie systematischer Perspektive. Er schlägt einen faszinierenden, gelehrten Bogen von der Frühzeit griechischer Geistesgrößen wie Parmenides und Demokrit bis zu gegenwärtigen Debatten über Irrationalität und Rationalität von Finanzmärkten und neuen Techniken. Zudem werden die neuesten Diskussionen über Glaube und Vernunft sowie über kommunikatives bzw. systemtheoretisch begrün-

detes Denken dargestellt, die mit Namen wie Joseph Ratzinger, Jürgen Habermas, Niklas Luhmann verbunden sind; aber auch ältere Gelehrte wie Max Weber, Theodor W. Adorno, Georg Lukács und Martin Heidegger, für die das Thema der Aufklärung existentielle Relevanz erhielt, erwähnt der Verfasser ausführlich.
Hervorzuheben ist manches kluge Urteil Viettas. So lehnt er es ab, voreilig das Singularitätstheorem ins Feld zu führen, welches einen Vergleich zwischen bolschewistischen und nationalsozialistischen Großverbrechen unmöglich macht. Weiterhin sieht er im erklärt »nichtimperialistischen EU-Imperium« eine maßgebliche Tendenz, die »die Vielfalt der europäischen Kulturräume eher einplaniert als fördert«.
In sieben Kapiteln werden die »Erfindung der Rationalität«, »Rationalität und Zahl«, »Rationalität und Raum« »Rationalität und Zeit«, »Rationalität und Expansion«, »Rationalität und Geld« sowie »Aisthetik und Rationalität« abgehandelt. Vietta beschreibt die unerschöpfliche Thematik auf einer Reise durch 2700 Jahr. Die Sicht des Autors hebt freilich zu sehr den Aspekt der *success story* hervor, weniger werden die destruktiven Konsequenzen beleuchtet, etwa im Hinblick auf die Gefahr einer weltumspannenden Mono-Kultur. Dennoch wird die Studie schnell zum Standardwerk avancieren – und das völlig zu Recht.

Felix Dirsch

Mal ein Dromenon aufführen

Leopold Ziegler: *Entwurf eines Michaeldromenons. Den Dichter in Zeitferne suchend,* hrsg. und eingeleitet von Renate Vonessen. Mit einem Kommentar von Timo Kölling, Hagen-Berchum: Eisenhut Verlag 2012. 104 S., 12.90 €

Im August 1944 schloß der Religions- und Kulturphilosoph Leopold Ziegler (1881–1958) sein Hauptwerk *Menschwerdung* ab, kurz darauf den Entwurf eines Michaeldromenons. Doch er veröffentlichte ihn nie. Tobias Wimbauers Eisenhut Verlag holt das nun nach und stellt ihm mit Timo Kölling einen gewichtigen Tiefendurchdringer zur Seite. Herausgeberin Renate Vonessen ordnet Zieglers Schrift im Vorwort als »›Übersetzungsversuch‹ der Apokalypse des Johannes« ein. »Versuch« und »Entwurf« – schon zu Anfang zweimal die offene Form: Der Leser soll also aktiv werden. Von Ziegler wird Beteiligung gefordert, wenn er den Begriff des »Dromenons« nach seinem, wie Kölling veranschaulicht, nicht unumstrittenen Religionsbegriff definiert: »Wir verstehen unter ›Dromenon‹ ein Mittleres zwischen Mysterium und geistigem Spiele. Vom Mysterium unterscheidet es, daß es auf keine Weise ›Gottes Kraft durch Sinneszeichen‹ sakramental überträgt. Vom geistigen Spiele dagegen unterscheidet es der höhere Grad seiner Rückverbindlichkeit (*religio*).« Zieglers Entwurf zielt darauf, dem »Dichter in Zeitferne« (also einem kommenden Künstler, nicht etwa einem Geistlichen!) die Ausformulierung seines kultischen Spieles »anzubefehlen«, für die er, Ziegler, hier die erläuternde, entflechtende Vorarbeit leistet, um zu einer »sinnhaft-unmittelbaren Veranschaulichung« der Apokalypse zu gelangen. Sein Michaeldromenon soll eine Art mythische Oper werden, in der es keine Zuschauer gibt, sondern nur Beteiligte, da das Thema – der ewige, sich in allen Zeiten vollziehende Kampf zwischen Michael und dem Drachen – jeden im tiefsten Innern betrifft. Ziegler geht es nicht darum, die Johannesapokalypse zu modernisieren oder zu deuten. Vielmehr will er Michael, für ihn Kerngestalt und »›personifizierter‹ Sieg« über das Böse, im Kontext der »urtümlichen Bilder in unserem Seelenraum« verstanden wissen, die dort »ihr Eigenleben führen« und seit Generationen fortgedichtet werden. Der »existentielle Ernst der Darbietung« (Kölling) bedeutet für Ziegler, das Spiel dürfe »niemals in ›shakespearisches‹ Handgemenge ausarten«. Das Dromenon soll kultische Handlung sein, die jeden beim Kragen packt – und eben läutert –, kein bloß ästhetisches, also weltliches Anschauungsstück. Doch ist nicht gerade die Kunst Schnittstelle ewig gültiger Fragen zwischen dem Ich und dem Ganzen, vermittelt durch das Mysterium?

Benjamin Jahn Zschocke

Krisenjournalismus

Dirk C. Fleck: *Die vierte Macht. Spitzenjournalisten zu ihrer Verantwortung in Krisenzeiten,* Hamburg: Hoffmann und Campe 2012. 317 S., 22.99 €

Dirk C. Fleck hat sogenannte Topjournalisten zu ihrer Verantwortung rund um einen »Wertewandel« in der Gesellschaft befragt. Nutzen sie, so seine Leitfrage, in heutigen Krisenzeiten ihren Einfluß als vierte Macht, um die Zuschauer, Zuhörer und Leser aufzuklären und zu sensibilisieren?
Der Schweizer Soziologe Kurt Imhof schafft es im Gespräch mit Fleck als einziger der in diesem Buch Befragten, den Finger in die richtige Wunde zu legen. Er prangert die »Empörungsbewirtschaftung« der Medien an, erklärt den »neuen Strukturwandel der Öffentlichkeit« als einen Prozeß, der zu einer »Folgenlosigkeit von öffentlichen Auseinandersetzungen« führe, weil es nur noch auf eine »moralisch-emotionale Urteilsbildung« ankomme. Imhof gelingt es darüber hinaus, zu erklären, wie beunruhigend es ist, daß die Öffentlichkeit die supranationalen Machtzentren nicht im Blick hat, dafür aber naiv glaubt, das Internet setze ein globales »Demokratiepotential« frei. Das sei ein Wunsch-



denken, das die »Gesetzmäßigkeiten der Aufmerksamkeitsallokation« mißachte.
Damit ist eigentlich das Wesentliche zum Verhalten der Massenmedien in Krisenzeiten gesagt. Dirk C. Fleck hat aber noch mit 24 anderen Journalisten und Wissenschaftlern über das Thema gesprochen, die jedoch durch die Bank ihre eigene Rolle schönreden, was bei der Auswahl der prominenten Gesprächspartner auch nicht verwundert (u.a. Giovanni di Lorenzo, Michel Friedman, Kai Diekmann, Anne Will). Wäre es so, wie es die Befragten schildern, müßten lediglich alle Medien verstaatlicht werden, damit sie nicht mehr den Marktmechanismen unterlägen, und die »heile Welt« wäre greifbar nah – an den Journalisten selbst kann es ihrer Ansicht nach nicht liegen!
Sie schätzen sich alle als unglaublich krisen- und umweltbewußt ein. Wenn man nur in den Machtzentren der Verlagskonzerne auf sie hören würde! Die angeblich drohende »Klimakatastrophe« wäre bald Schnee von gestern, weil die Gesinnungsethiker an der Tastatur dann nur noch über Umweltthemen berichten würden, um die Welt zu retten.
Allein diese Einseitigkeit beweist jedoch, wie schlecht es um den deutschen Qualitätsjournalismus steht. Keiner der Befragten kommt auf die Idee, daß es neben der »Klimakatastrophe« auch noch andere drängende Probleme in Deutschland und auf der Welt geben könnte. Und die »Skandalokratie«, ist sie vielleicht selbst ein Problem?
Nur Imhof hat darauf eine gute Antwort parat.

Felix Menzel

Vieles ist böse

Gabriele Kuby: *Die globale sexuelle Revolution. Zerstörung der Freiheit im Namen der Freiheit,* Kißlegg: fe-Medienverlag 2012. 453 S., 19.95 €

Gabriele Kuby hat ein Buch über die globale sexuelle Revolution geschrieben. In der Sexualität sieht sie das mächtigste Manipulations- und Umerziehungsinstrument unserer Zeit und daraus folgend den Grund für die Schieflage unserer Gesellschaft. Vieles ist gut an diesem Buch: Es ist zunächst immer erfreulich, wenn Positionen abseits des Mainstreams vertreten werden, zumal von jemandem, der noch vergleichsweise viel Gehör findet. Außerdem legt Kuby die Wurzeln der Gender-Theorie offen, zeigt, aus welchem Stall Judith Butler kommt und wie sehr Ideologie und Wissenschaft in Sachen Gender inzwischen zusammenhängen. Angesichts der Etablierung der »Gender Studies« als eigentliches Pflichtfach an den Unis können Einblicke in diese Richtung nur förderlich sein. Dennoch bleibt Kubys Buch meist an der Oberfläche, an der buchstäblich alles mit allem zu tun hat. Das liegt an seinem populärwissenschaftlichen Charakter, der dann sichtbar wird, wenn sie beispielsweise zu dem Schluß kommt, daß 20 Prozent der 15jährigen deshalb nicht mehr sinnverstehend lesen können, weil der (katholische) Glaube sowie »universale moralische Werte« auf dem Rückzug sind – oder wenn sie vier Zeilen eines Jugendgedichts von Karl Marx heranzieht, um sein Leben und Werk zu erklären. Das macht sie wirklich! Es wimmelt von Widersprüchen: So ist sie zwar von der Tatsache der heterosexuellen Norm überzeugt, hat andererseits aber Angst, daß die UN die Menschen zur Homosexualität umerzieht! Sie fordert deswegen das Recht, heterosexuell bleiben zu dürfen. Damit vermittelt sie den Eindruck, als sei die heterosexuelle Norm keine biologische Tatsache, sondern nur ein gesellschaftlicher Konsens. Ob sie das sagen wollte? Eines hat Kuby jedenfalls mit diversen Homo-Eiferern gemein: Sie überschätzt die zahlenmäßige Relevanz der tatsächlichen Homosexualität um mehrere Kommastellen. Weiterhin führt sie als wichtigstes Argument gegen das Adoptionsrecht homosexueller Paare deren vermeintlich »generelle Promiskuität« an. Da gäbe es zutreffendere und ernsthaftere Argumente. So vergibt sie Chance um Chance, ihrem selbstgesteckten Anspruch der umfassenden Aufklärung gerecht zu werden. Den größten Teil des Buches erklärt sie nicht, sondern zählt nur auf, was ihrer Meinung nach gut ist und was böse. So wird ein Leser, der ihr nicht schon vorher gefühlsmäßig zustimmt, schwerlich einen Einstieg finden. Denn wer läßt sich von jemandem überzeugen, der den Standpunkt des anderen schlicht als böse deklariert? Doch wohl die wenigsten. *Die globale sexuelle Revolution* ist ein zorniges und oft unsachliches Buch. So nachvollziehbar ihr Zorn auch ist, er drängt das Thema in die Ecke. Man lese hier lieber Mohlers Traktat *Sex und Politik*. Mohler wußte, daß es keinen Sinn ergibt, die Welt »aus einem Punkte erklären zu wollen und sie so zu einer platten Schablone zu machen«. Auch dann nicht, wenn dieser eine Punkt Sexualität heißt.

Caterina Maack

Olivet beliebt zu scherzen

Peter Olivet: *Zur Frage der Neubildung einer deutschen Identität im 21. Jahrhundert. Deutschland nach Krieg und Wiedervereinigung,* Berlin: Duncker & Humblot 2012. 117 S., 24 €

Daß Titel und Inhalt eines Buches einander in derartigem Maße nicht entsprechen wie bei dem vorliegenden Band, ist nicht allzuoft der Fall. Wer gemäß des Titels eine Erörterung zur deutschen Identität – was immer man darunter verstehen mag – erwartet, wird nach der

Lektüre nicht nur ratlos dastehen, sondern ernsthaft verärgert sein. Was Olivet vor dem Leser ausbreitet, hat mit dem Titel so gut wie nichts zu tun. Einleitend gibt es eine Seite zur Selbstreflexion im Allgemeinen, dann ein paar Seiten zu unseren Nachbarn, alles kursorisch, nur angedacht.
Was folgt sind eingehende Schilderungen der Machtergreifung von 1933 (vor allem das Ermächtigungsgesetz wird in epischer Breite behandelt), einige abenteuerliche Bemerkungen zum »deutschen Faschistenführer Hitler«, der seine Ideologie, zumindest nach Meinung von Olivet, direkt aus Nietzsches Abhandlung *Jenseits von Gut und Böse* hergeleitet habe, dann geht's um Stalingrad (aber nicht als deutschen Opfergang im Sinne identitärer Sinnstiftung, sondern als Abstimmungsproblem der militärischen Führung). Daraufhin schaltet Olivet eine halbe Seite Selbstreflexion ein, um mitzuteilen, daß der machtvolle Weg nach Stalingrad nicht mehr gangbar wäre und zum Kern des Büchleins überzuleiten: einer Art Proseminararbeit zum Begriff der Menschenwürde von Kant bis zur Gegenwart (die durch einige Bemerkungen zum Gleichheitsgrundsatz ergänzt wird).
Den Abschluß bildet die Schilderung der Ereignisse um den Waffenstillstand von 1918, mit der Olivet offenbar beweisen will, daß alles auch hätte ganz anders kommen können. Wir sollten uns also nicht in nationalen Defätismus fliehen, nur weil wir einen Krieg verloren haben, den wir auch verlieren mußten. An diesem Trost soll sich unsere Identität wieder aufrichten. Doch damit nicht genug: Wir sollen unsere Identität in einer neuen Gemeinschaft finden, der europäischen: »Diese Identitätsgrundlage Europa muß man sich notfalls etwas kosten lassen.« Als Ziel gibt Olivet einen Bundesstaat Europa mit der Hauptstadt Paris aus. Könnte man dies alles noch als Meinung durchgehen lassen, sind die über den ganzen Text verteilten Fehler schlicht peinlich: Die Me 262 ist nicht seit Mitte 1942 in Serie gefertigt worden, eine Me 268 gab es nicht, Wlassow war kein Ukrainer, einer Aktionsgruppe »Neues Deutschland« gehörte Paulus nie an (der Autor meint vermutlich das Nationalkomitee Freies Deutschland), Hegel hat keine »Phänomenologie des Gesetzes« geschrieben, schließlich war Erzberger kein Jude, wurde nicht auf der Rückreise von Compiègne ermordet und seine Mörder sind auch nicht freigesprochen worden, und so weiter. Das Buch ist ein schlechter Scherz, mit dessen Publikation sich der Verlag, sonst ein Hort echter Wissenschaftlichkeit, keinen Gefallen getan hat.

Erik Lehnert

Radikale Geister

Rainer Marten: *Radikalität des Geistes. Heidegger – Paulus – Proust,* Freiburg i.Br.: Verlag Karl Alber 2012. 326 S., 24 €

Über Radikalität auf dem weiten Feld des Politischen ist im 20. Jahrhundert viel geschrieben und diskutiert worden, weniger dagegen über jene auf dem des philosophischen, religiösen und künstlerischen Denkens. Der Heidegger-Schüler Rainer Marten kann vor dem Hintergrund seines umfangreichen Œuvres eine ausführliche Erörterung des Themas wagen.

Marten behandelt als aussagekräftige Beispiele die enorm wirkmächtigen Autoren Martin Heidegger, Paulus und Marcel Proust. Ersterer ist ein Paradebeispiel. Keine Geistesgröße hat die Radikalität des philosophischen Reflektierens so sehr bis zur »bitteren Neige« ausgelebt (Wilhelm Vossenkuhl) wie der Freiburger Großordinarius. Bereits in Marburger Jahren, so zeichnet es der Verfasser eindrucksvoll nach, bemüht sich der junge Heidegger, Biographien zu thematisieren, die ein ursprüngliches Lebensparadigma darstellen. Die Rede ist von Augustinus, Luther, Kierkegaard und anderen, die als Vorbild im Hinblick auf das reine Anfängliche dienen. Später stellt er mit der Intention, die Wurzeln allen Denkens zu erfassen, die alte Grundfrage neu, warum es etwas gebe und nicht vielmehr nichts, und er findet genuine Antworten.

Auch Paulus wird von Heidegger (wie in dessen Nachfolge von Marten) erörtert. Wohl kein Gelehrter der Weltgeschichte ist so erfolgreich wie der christliche Apostel und vormalige pharisäische Bibelkundige, keiner bezeugt die Botschaft so authentisch-ursprünglich wie er. Zentral ist für ihn der Christusglaube. Marten widmet ihm einen eigenen Abschnitt. Durch seine Grundlegung beeinflußt Paulus unzählige christliche Bekenner, etwa Pascal.

Den Abschluß der Studie markiert Proust. Dessen Werk, insbesondere die monumentale *Recherche,* arbeitet Marten als etwas heraus, was »wahrer als Philosophie und Religion« sei. So glückt der Versuch, einen Bogen vom Romancier zum Philosophen sowie zum religiösen Zeloten zu schlagen. Dem Freiburger Emeritus gelingt es in seiner ebenso gelehrten wie verständlichen Untersuchung, aufzuzeigen, wie sehr die Kunst, das Ursprüngliche, Reine, Unverfälschte zu leben, für Neues einzutreten, einen einzigartigen Fundus für menschliches Dasein bedeutet.

Felix Dirsch

Nach der Demokratie

Frank Karsten/Karel Beckman: *Wenn die Demokratie zusammenbricht. Warum uns das demokratische Prinzip in eine Sackgasse führt,* München: FinanzBuch Verlag/ Edition Lichtschlag 2012. 189 S., 14.99 €

Die Niederländer Karsten und Beckman wollen mit diesem Buch eine »populäre libertäre Kritik der Demokratie« vorlegen. Die Idee dahinter: Die bisherige Auseinandersetzung mit diesem Thema seitens libertärer Vordenker wie Hans-Hermann Hoppe (*Demokratie. Der Gott, der keiner ist*) sei zu wissenschaftlich geführt worden. Deshalb habe sie bisher in der breiten Öffentlichkeit keine Durchschlagskraft entfalten können.



Die Autoren verzichten wohl aus diesem Grund auf Fußnoten und ein Literaturverzeichnis, damit das Buch »prägnant und leicht zu lesen« ist. Zumindest das ist ihnen gelungen: Die kurzen Kapitel zu den 13 Mythen der Demokratie beschäftigen sich mit dem Glauben an die Mehrheit, der Entscheidungsfähigkeit des Volkes und der falschen Annahme, Wahlen würden zu mehr Wohlstand führen. »Parlamentarische Demokratie, behaupten wir, ist ungerecht, führt zu Bürokratie und Stillstand, untergräbt Freiheit, Unabhängigkeit und Unternehmensgeist und führt unweigerlich zu Zwietracht, Übergriffen, Trägheit und Verschwendung«, so Karsten und Beckman.

Der Analyse kann man in weiten Teilen auch aus konservativer Sicht zustimmen – abgesehen von einem Punkt, der die Schwäche des Buches offenbart: Eine Kritik der Demokratie muß beachten, daß ihr Zustand je nach politischer Ebene ganz unterschiedlich ist. Während es Konsens sein dürfte, daß es auf lokaler Ebene derzeit zu wenig Mitsprache für das Volk über konkrete Projekte wie den Bau einer Brücke gibt, sieht es auf nationaler, europäischer und globaler Ebene ganz anders aus. National betrachtet, haben Karsten und Beckman sicher recht. Mit Blick auf die EU bereits nur noch teilweise, weil sie den Bürokratismus der EU zu sehr ins Visier nehmen, dabei aber unterschlagen, wie wenig dies mit demokratischen Wahlen zu tun hat. Vollends daneben liegen die Autoren schließlich, betrachtet man den postdemokratischen Zustand des globalen Systems.

Es ist jedoch gut möglich, daß sie mit ihrer Alternative einer »vertragsrechtlichen Gesellschaft«, in der es einen »Markt für Regierungsstile« geben soll, sowieso nur die Ausdehnung der bereits bestehenden globalen Postdemokratie auf untere Ebenen fordern. Entstehen würde so eine Welt der tausend Dubais. Karsten und Beckman bezeichnen die Aussichten für Dezentralisierung als »glänzend«. Leider meinen sie damit lediglich den Umstand, daß mit dem technischen Fortschritt die Möglichkeit gerade für die Vermögenden entsteht, irgendwo auf der Welt immer einen Ort zu finden, wo sie ihr ganz eigenes Ding durchziehen können.

Felix Menzel

Das Eiserne Kreuz

Wenn im nächsten Jahr das 200jährige Jubiläum der Befreiungskriege ansteht, wird man nicht umhinkommen, auch einem Symbol seine Referenz zu erweisen: Das Eiserne Kreuz wurde am 10. März 1813 vom preußischen König Friedrich Wilhelm III. gestiftet und symbolisiert wie keine andere Auszeichnung den Geist dieser Zeit. Der Entwurf, ausgeführt von Schinkel, überzeugt durch Schlichtheit und Eleganz, die nicht im exklusiven Material begründet liegt, sondern in der Form. Hier hat sich der preußische Stil im Kleinen manifestiert.



Jeder konnte sich das Eiserne Kreuz durch Tapferkeit verdienen, die sparsame Verleihungspraxis sicherte seinem Träger die Anerkennung und Dankbarkeit des Volkes. Ursprünglich als einmalige Stiftung geplant, die der König in Erinnerung an seine verstorbene Frau Luise veranlaßte, wurde die Auszeichnung immer dann erneuert, wenn Preußens Existenz auf dem Spiel stand: 1870 und 1914. Im Ersten Weltkrieg wurde daraus ein deutscher Orden, von dem zumindest die zweite Klasse fast inflationär verliehen wurde. Mit der erneuten Stiftung im September 1939 wurde das Eiserne Kreuz um eine Klasse erweitert. Das Ritterkreuz trat an die Stelle des Offizieren vorbehaltenen Pour le mérite und setzte, da es an alle Dienstgrade verliehen werden konnte, den Leistungsgedanken von 1813 konsequent fort. Nach 1945 war man sich dessen durchaus noch bewußt, nicht zuletzt weil die ersten Offiziere der Bundeswehr Träger von EK oder gar RK waren. Heute ist diese Eindeutigkeit der Schizophrenie gewichen, daß das Eiserne Kreuz zwar an jedem Fahrzeug der Bundeswehr prangt, gleichzeitig ein Großteil der Geschichte des EK nicht als traditionswürdig gilt. Insofern ist der vom Militärhistoriker Guntram Schulze-Wegener verfaßte Band *Das Eiserne Kreuz in der deutschen Geschichte* ein notwendiges Korrektiv zu solch selektiver Geschichtsauffassung. Er ist opulent bebildert und bietet eine populär gehaltene Einführung zur Entwicklung dieses »wohl berühmtesten Ordens der Weltgeschichte« (Graz: Ares Verlag 2012. 174 S., 29.90 €). Das Buch dient gleichzeitig als Begleitband für die 2013 im Wehrgeschichtlichen Museum Raststatt angekündigte Ausstellung zum Thema.

Kapielski sezessioniert

Thomas Kapielski? »Muß man doch lesen! Darf man nicht verpassen!« so geheimtipkrämert es seit Jahren immer wieder. Na ja: Kapielski ist ein Altlinker des Jahrgangs 1951, Mitglied eines »Nasenflötenorchesters«, enger Freund des Merve-Verlags – muß man also wirklich? Im vergangenen September wurde das aktuelle Buch des bildenden Künstlers, Dichters und Musikus auf die SWR-Bestenliste gehoben. Weil es den Titel *Neue Sezessionistische Heizkörperverkleidungen* (240 S., 14 €) trägt und vom Verlag (Suhrkamp) dezidiert ob seiner »durchweg erhabenen, strengen, eigens neu sezessionierten Form« beworben wurde, sollte man doch einmal zwischen die Zeilen geschaut haben. Wir finden Tagesnotizen (über »feiste Taschengeldgesichter« auf der Straße etwa, über Krankenhauspersonal, das die Abkunft von Schlägern diskriminierungssensibilitätshalber verschweigt), Protokolle von Stammtischgesprächen; alles oft stadelmaierhaft wie im leichten Rausch dahingeschrieben, daneben Schwarzweißphotos, deren Qualität wir schwerlich beurteilen können. Insgesamt sehr assoziative und hermetische Kurztexte, Bildungshintergrund und altsprachliches Wissen regnen hernieder. Kritiker schmähten früher schon Kapielskis »undifferenziert antiislamischen Stoff« und seine Verteidigung »abendländischer Anliegen« und befürchteten, manche Absätze des immerhin als genialisch empfundenen Autors könnten seine Bücher »rechten Spießern geradezu auf den Nachttisch treiben.« Und ob. Denn verkehrt sind auch die aktuellen sezessionistischen Verkleidungen keinesfalls, allenfalls verschwurbelt. Härtere Sätze (oder auch nur dahergemurmelte Assoziationen wie »Claudia, hrm, Roth« und »Qualle hmrr!«) legt er Kneipenbekanntschaften in den Mund wie dem »polnischen Freund«, der auf die Generalmobilisierung seines Volkes zwei Tage vor Kriegsausbruch hinweist und zur Kriegsschuldfrage hernach »fünfdeutig schweigt«, oder der russischen Kellnerin, die er das feigherzige Zeugungsverhalten der Deutschen verachten läßt: Daß die Deutschen Hunde und Katzen mehr liebten als Kinder; daß sie diese aber, ob geboren oder nicht, im Stich ließen; das werde sich rächen! »Ein gewagtes, subversives Leben führen derweil die wenigen, die an der Ehe festhalten, Gesittung schätzen, fürsorglich Nachwuchs in die Welt schicken, die mehr als nur Wale lie-

ben oder gar ein gut katholisches Leben führen.« Womit Kapielski jedenfalls recht hätte: »Wir Pessimisten haben die bessere Laune.«

Politische Prozesse

Der erste Band einer neuen Schriftenreihe, »BN-Anstoß«, herausgegeben von den Männern der *Blauen Narzisse,* ist soeben erschienen. Er befaßt sich mit politischen Prozessen: ein – bezogen auf bundesdeutsche Gefilde – gewagter Begriff, dessen sind sich die Autoren Felix Menzel und Wolf-Dieter Lassotta bewußt. Sie widmen sich der Frage, wie politisch die deutsche Justiz ist, wie sehr sie sich vom Zeitgeist beeinflussen läßt und welche Rolle die Medien bei Skandalisierung und Vorverurteilung spielen. Franz Kafkas Zitat, »einen solchen Prozeß zu haben, heißt ihn schon verloren haben«, weist die Richtung: Es kommt kaum darauf an, wie das Urteil ausfällt. Allein, daß es zum Prozeß kommt, daß der Angeklagte verdächtigt und gebrandmarkt wird, reicht aus, ihn zu stigmatisieren – zumal, wenn es sich beim Beklagten um einen dezidierten Nichtlinken handelt.

Jahr für Jahr werden Tausende politische Strafverfahren durchgeführt, zwanzig davon werden hier knapp dargestellt. Menzel selbst wurde für die Schöpfung einer als »Claudia R.« titulierten und um das Attribut »fette Qualle«



erweiterten Kunstfigur innerhalb eines literarisch-experimentellen Textes zu einer Geldstrafe verurteilt – Grünen-Politikerin Claudia Roth hatte sich verunglimpft gesehen. Rechtens hingegen ist es – wie andere Urteile erwiesen –, mit dem Aufruf »Tötet Helmut Kohl!« (Christoph Schlingensief) zu provozieren oder die katholische Kirche als »Kinderficker-Sekte« zu bezeichnen. Beides ist von der Kunst- und der Meinungsäußerungsfreiheit gedeckt. Nicht greifen durfte die Kunstfreiheit beim Prozeß um Benjamin Jahn Zschockes Wandbild »Chemnitz, Stadt der Moderne«, das die Stadt selbst in Auftrag gegeben hatte und hernach übermalen ließ: Man hatte ein »Keltenkreuz« identifiziert. Daß der Künstler dabei auf eine historische Vorlage zurückgegriffen hatte, half ihm nicht.

In einer klugen Analyse erläutert Lassotta Hintergründe und Gemeinsamkeiten der vorgestellten Politprozesse; es folgt ein Essay von Menzel über die Rolle der Medien in Gerichtsprozessen. Ziel der Schriftenreihe »BN-Anstoß« ist es, ihren Lesern Argumentationshilfen für komplexe Themen zu bieten. *Politische Prozesse* umfaßt 100 S., Bezug über www.blauenarzisse.de, 7 €.

Gut leben mit dem Kursbuch

Als Hans Magnus Enzensberger 1965 das *Kursbuch* gründete, war das eine glänzende Namenswahl für ein Periodikum, das den Diskurs der Zeit abbilden sollte: »Kursbuch«, das suggerierte (gedankliche) Beweglichkeit, Dynamik, Möglichkeiten des Anknüpfens, Ausgangspunkte, Zielorte. Wer aber schaut heute noch, vier Jahre, nachdem das alte *Kursbuch* seine Seiten schloß, noch in einem dicken Wälzer nach, wenn es auf Reisen geht? Man nutzt eine App, das Internet oder läßt sich über mögliche Verbindungen vor Ort – am Schalter – informieren.

Der Murmann-Verlag hat nichtsdestotrotz das Diskursperiodikum unter bewährtem Namen wieder aufleben lassen. Die Ausgabe 172 beschließt nun den ersten Jahrgang eines überlebten Formats. Erneut ist die thematische Vorgabe extrem dehnbar: »Gut leben«, darüber läßt sich vielfältig diskutieren, ein unermeßlicher Assoziationsraum tut sich auf. Konkret scheint es, daß hier selbst passable Autoren ihre Schublade noch ungedruckter Artikel geöffnet haben. Aus vielerorts eingesammelten Binsen entsteht ein mächtiger Korb, dessen intellektueller Gebrauchswert fraglich ist: Reinhard K. Sprenger schreibt unter der flotten Überschrift »Leadershit« über gute Führung (»es gibt nur erfolgreiches Management«), Jürgen Dollase sieht auf der Straße selten Passanten über 50 oder Kinder und Jugendliche, die nicht deutlich zu dick sind, und beklagt den Fast-Food-Wahn (»Essen als letzte legale Sucht« – als wären Nikotin, Alkohol, Glücksspiel verboten), der Architekt Peter Berner stellt unter »Neues Wohnen« einige Projekte seines Büros vor, die nicht auf den ersten Blick überzeugen (»ein Raum ist ein Haus ist eine Stadt« – inwiefern eigentlich?), und Herfried Münkler untertitelt seine Betrachtung zu militärischen Interventionen notdürftig als »Exportmärchen guten Lebens«. Christina von Braun liefert eine Kurzzusammenfassung ihres aktuellen Buches über Geld, auch T.C. Boyle hat einige Absätze seines aktuellen Romans beigegeben. Was soll's? Und wohin geht's? In jedem Fall zur nächsten Ausgabe, die im kommenden Februar sich mit »Rechten Linken« befassen wird.

Das Einzelheft kostet 19 €, www.kursbuch-online.de, 040/39 80 83-0.

Briefe an alle und keinen

Wie geil ist das denn, Fluter!
Weil Ihr so hautnah dran seid an der Jugend und ergo ebenso rattenscharf und obergeil, geben wir Euern Titelausruf gern an Euch zurück! Hammerhartes Heft, und wieder herausgegeben von der hippen Bundeszentrale für politische Bildung! Saucoole Photos! Nicht grad das mit den sich heiratenden Bräuten oder das mit den Alten im Unkrautacker, aber das mit den kopulierenden Hunden und den Affen, das Glücksbild vom Sex-Workshop mit Behinderten oder die dutzendweise skizzierten »Stellungen«! Mutig! So viel, ächz, Toleranzgeilheit! Dieses heiße, leider anonyme Interview mit einem schwulen Bundesligakicker, der sich im Halbouting »gerade selbst ausprobiert«! Dieser einfühlsame Bericht über professionelle Sexualbegleiterinnen für seelisch-geistig Beeinträchtigte! Die kluge Analyse von Daniel, der weiß, daß jede seiner fünfzig Frauen sich anders verhält »im Bett«! Und überdies anders klingt! Überall »eingefangene intime Momente« – sooo schön! Die einzige Perversion, lesen wir, sei mangelndes Verständnis.

Folglich leider pervers winken ab:
die Widerstandsfetischisten von der
Sezession

Jetzt mal gaaanz ruhig, Aktivisten von antizig-blogsport.de!
Ihr seid also zwei *gadsche* aus der »linksalternativen Szene« in Baden-Württemberg. *Gadsche* nennen Roma Nichtroma. Da ist es doch schon mal ein hübsches Zeichen, daß Ihr Euch diese Benennung anverwandelt und einen aufklärenden Antiziganismus-Blog betreibt. Tut gut. Nicht mal wir wagen zu widersprechen, daß die Um- und Zustände rund um die »Jenischen, Sinti und Roma« haarsträubend sind. In der Tat wurde die dem Antiziganismus zugrundeliegende gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit »kaum je analysiert und benannt«! Auch wir zählen kaum mehr als vier, fünf Dutzend Einzelpublikationen in den letzten Jahren und gerade mal fünfhundert Rundfunkbeiträge in den vergangenen Monaten. Nur knapp drei Millionen Euro Steuergeld war unserem antiziganistischten Land dieses jüngst in diesem »Berlin« unter Beteiligung von dieser Merkel und diesem Gauck eingeweihte Mahnmal für die im Nationalsozialismus verfolgten Brüder und Schwestern wert. Dabei gibt es erst rund hundert solcher Gedenkorte bundesweit! Nicht mal »in großen Teilen der antirassistischen Linken« wird die »sehr lebendige Haß-Ideologie« des Antiziganismus wahrgenommen? Also: Wer, wenn nicht Ihr? Auf der Suche nach Linktips, Bücherempfehlungen oder auch Reiseratschlägen sind Euch sehr gern behilflich

die Menschen von der
Sezession



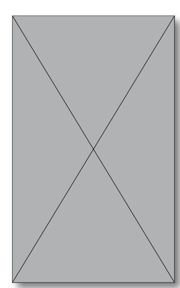
Liebe Güte, »Thomas Kuban«,
Sie machen was mit! Und das alles für Deutschland, für ein besseres, versteht sich! Jahrelang haben Sie sich durch konspirative Skinheadkonzerte gequält, dafür Ihre »lockige Mähne« hergegeben, Neonazikleidung angelegt und sich zu Ihren heimlichen Aufnahmen ausrüsten lassen wie eine James-Bond-Karikatur. Auf Kneipenklos mußten Sie Ihr Equipment zurechtlöten. Sie nennen das eine Existenz als »wandelnde Kabeltrommel«. Nein, man möchte nicht tauschen. Und dann immer wieder rein ins »Wechselbad der Gefühle«, wie Sie's nennen. Sogar Ihre »Hosenbeine flatterten vor den Boxen, wenn die E-Gitarren Druck machten« (Bundfalten?), erst recht Ihr tapferes Herz. Und nun das: keine Knete mehr für weitere Recherche, kein Verleih fand sich für Ihren naturgemäß arg wackligen Film. Ja, wir fühlen mit. Aber auch alles muß man selber machen hierzulande! Daß Sie nun pseudonymisiert und maskiert durch Talkshows touren müssen, um vor Bands zu warnen, die in ihren Liedern »Gutmenschen« attakkieren, ist kein Trost, was? Übrigens, wir haben Sie erkannt, trotz Ihrer aufgesetzten schwäbischen Mundart. Sie sind doch dieser Heino! Wir sagen's nicht weiter. Unser Land wird doch besser durch Menschen wie Sie und die

Sezession

Gesamtregister der Sezession von 2003–2012

Einführung

Das vorliegende Register erfaßt die Hefte 1–51 aus den ersten zehn Jahrgängen der *Sezession* sowie die vier in diesem Zeitraum erstellten Sonderhefte. Es listet 1941 Namen und 413 Begriffe auf und ist dadurch ein Findebuch ersten Ranges, das jedem wissenschaftlichen Anspruch genügt. Es wird – die Bearbeiter sind sich sicher – zur erneuten und verknüpfenden Lektüre im eigenen *Sezession*-Archiv anregen. Zur Benutzung folgende Hinweise:



- Der Aufbau der Verzeichnisse sollte sich von selbst erklären: # nebst Zahl benennt das Heft, nach dem Komma folgt die Seitenzahl (#13, 44–46 bedeutet Heft 13, Seiten 44–46). Ein Strichpunkt trennt Hefte, ein Komma einzelne Beiträge im gleichen Heft. Enthält ein Heft in Gänze Informationen zum gesuchten Schlagwort, ist dies mit »pass.« bezeichnet. Kommt der Begriff im Titel des Beitrags vor, so ist die Fundstelle kursiv gesetzt.
- In das Personenverzeichnis aufgenommen wurde grundsätzlich jeder Personenname. Die Ausnahme, ohne die keine Regel bestehen kann, findet sich in bloßen Zitaten oder Nennungen ohne Aussagegehalt über die Person. Beispiel: »N.N., der *FAZ*-Journalist, schreibt …« – nicht aufgenommen; »N.N., der *FAZ*-Journalist mit maoistischer Vergangenheit, schreibt …« – aufgenommen.
- Die Namen der in Rezensionen besprochenen Autoren wurden nicht in das Schlagwortverzeichnis übertragen, um Redundanzen zu vermeiden. Bei der Suche nach Informationen über Schriftsteller ist daher immer auch das Rezensionsverzeichnis zu Rate zu ziehen, worin sich manche Perle findet.
- Neben der Auflistung in den Heften erwähnter Personen und Begriffe wurde dem Verzeichnis Listen von »Orten und Räumen« (Staaten, Länder, Städte …) und »Formen und Formationen« (Zeitschriften, Parteien, Gesinnungsgemeinschaften …; nicht aber Völker und Dynastien) beigegeben.
- Im Schlagwortverzeichnis wurden den vier Sonderheften Zwei-Buchstaben-Kürzel zuge-
- Sonderheft »Sarrazin lesen« = Sa
- Sonderheft »Zehn Jahre IfS« = Ze

- Die Schlagwörter verweisen nicht immer unbedingt auf eine wörtliche Begriffsnennung, sondern auch auf Inhaltliches. Umgekehrt wurde nicht jegliche bedeutungslose Nennung aufgenommen; für die Volltextsuche nach bestimmten Begriffen stehen auf der Netzseite die Einzelhefte in PDF-Form zur Verfügung.

Einige besondere Hinweise:
- Der Kernbegriff »deutsch« wurde geteilt. Fundstellen zu deutschen Staaten und zu Verfassungsfragen finden sich unter Deutschland im Bereich »Orte und Räume«. Fundstellen zum deutschen Nationalcharakter und zum Schicksal unseres Volkes sind im Begriffsverzeichnis unter Deutschtum zu finden.
- Unter Vergangenheitsbewältigung findet sich eher Philosophisch-Kulturelles, die historisch-politische Aufarbeitung steht unter Geschichtspolitik.
- Mit Emanzipation ist nur die moderne Frauenemanzipation gemeint.
- Revolutionen, konservative bezeichnet nicht-

Erscheint im Januar!

Gesamtregister der Sezession-Hefte 1 bis 51 – mit ausführlichem Schlagwort- und Personenregister, allen Autoren, Beiträgen und Rezensionen.

60 Seiten, geheftet, 8 €

Es gibt zwei Freiwillige, die sich – nach eigenem Vorschlag! – über Wochen der immensen Aufgabe widmeten, alle bisher erschienenen Hefte der Sezession vollständig zu verregistern: nach Grundlagen- und Kurzbeiträgen, Rezensionen und Autoren – und vor allem nach Schlagwörtern.
Das Ergebnis ist ein mehr als hilfreiches Findebuch für alle, die sich den angehäuften Schatz der ersten bis 51. Sezession immer wieder neu erschließen möchten.

Sezession

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra
Tel/Fax: 03 46 32-9 09 41
vertrieb@sezession.de · www.sezession.de

Was wir tun können, hängt nicht von uns ab, aber von uns hängt ab, ob wir es tun.

(Nicolás Gómez Dávila, 1913–1994)